1369

4 Bde

Biogr. C. 436 a (4.

Schnorr. delz. Böttger Dresdens Sc. Lipsig.

Biographien der Wahnsinnigen

von

Krist: Heinr: Spieß

Schnorr: del:

Böttger: Dresdens Sc: Lipsiæ.

Viertes Bändchen

Leipzig, 1796

bey Voß und Com

Petersb: sc:

A 1.65 | 10

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I.

Sophie G. . . . Seite 1.

II.

Graf von L. . . . Seite 61.

III.

Hanns K—, Bauer zu M—. . Seite 179.

IV.

Das steinerne Brautbett; oder: Hugo und Kleta. . Seite 213.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Sophie G—.

Einer der berühmten und bekannten Marggrafen zu B—, sein Name thut nichts zur Sache — war ein guter Fürst, ein kluger Regent, und in mancher Rücksicht ein Vater seines Volkes und Landes. Wenn Tausende ihn lobten, und die Wohlthaten, mit denen er sie beglückte, erzählten, so fassen nur wenige im zahlreichen Zirkel, welche nicht in dies verdiente Lob einstimmten. Auch der

beste Fürst ist Mensch, auch der beste Mensch ist nicht fehlerfrei! Eine Leidenschaft, die er liebte und pflegte, war oft Ursache, daß einzelne Väter über ihn murrten, einzelne Mütter ihn hart und grausam nannten. Das Sistem der stehenden Kriegsheere ward damals herrschend in Deutschland. Wilhelm, der Preussen König, war das grosse Urbild, welches kleinere Fürsten ihrem Verhältnisse gemäß, nachzuahmen suchten. Der erstere sammlete in ganz Europa die größten Kolossen des menschlichen Geschlechts, um sich ein Guarderegiment zu bilden. Der Marggraf durchspähte sein ganzes Land, um ähnliche Riesen zu finden, welche als Granadiere vor seinem Schlosse und in den Gemächern desselben Wache stehen mußten. Keiner seiner Unterthanen entging den Forschern, wenn sein Körper die erforderliche Grösse erreichte; daher kams, daß oft die freien Bürgerssöhne, die noch freiern Kandidaten des Priesterstandes wider

Gewohnheit zur Annahme der Waffen gezwungen wurden.

Zu eben dieser Zeit lebte in der Hauptstadt ein nicht reicher, aber auch nicht ganz armer Bürger, welcher einen einzigen Sohn hatte. Als dieser, gleich einer Pappel am wasserreichen Flusse empor wuchs, prophezeiten ihm schon seine Freunde und Verwandte mit kummervollem Blicke, daß er einst als Granadier im fürstlichen Schlosse Wache stehen würde. Dem sorglosen Jünglinge war diese Weissagung sehr gleichgültig, weil er nur das Gegenwärtige zu genüssen suchte, und der Zukunft nie gedachte; aber dem liebenden Vater, der zärtlichen Mutter verbitterte sie oft manche frohe Stunde. Der Wohlstand des erstern hing ganz allein vom thätigen Betriebe seines Handwerks ab, er hofte in seinem Sohne einen Gehülfen zu erziehen, ihm in seinen alten Tagen alles zu überge-

ben, und, ernährt von ihm, ein ruhiges Al-
ter zu genüssen. Diese ganze Aussicht schwand,
wenn er sich das künftige Schicksal seines Soh-
nes dachte.

Da dieses noch nicht ganz bestimmt war,
da er durch hundert glückliche Zufälle der dro-
henden Gefahr entgehen konnte, so fuhr er
zwar fort, ihn in den Vortheilen seines Hand-
werks und des damit verknüpften Handels zu
unterrichten, aber er war auch gefällig genug,
den Jüngling nicht emsig zu Geschäften anzu-
halten, ihm manche Freude zu gönnen, welche
er ihm sonst verweigert hätte, wenn ihn
nicht der Gedanke, es wird ihm als Soldat
doch nichts nützen, nachgebend gemacht hätte.
Wollte der arbeitsame Vater auch dann und
wann den allzu nachlässigen Sohn mit Stren-
ge zur Arbeit anhalten, so ward die zärtliche
Mutter Fürbitterinn, und suchte den erstern
zu überzeugen, daß es hart und grausam sei,

wenn man dem Jungen izt schon jedes Vergnügen rauben wolle, da sein höchst wahrscheinlicher, künftiger Stand ihn ohnehin zum Sklaven machen würde. Diese sträfliche Nachsicht weckte in dem Herzen des Jünglings immer mehr den Hang zum Müssiggange und zum Vergnügen, der mit seinem Körper im ähnlichen Verhältnisse wuchs, und bald die Grundlage seines Karakters, der Führer aller seiner Handlungen ward. Er kannte alle Häuser, in welchen getanzt und gespielt wurde, er war immer einer der ersten, welche dahin gingen, und einer der lezten, wenn die Gesellschaft es verließ.

Wie er neunzehn Jahre alt war, und gleich einer Rose blühte, lernte er einst auf einem Tanzsaale die schöne Tochter eines sehr armen Bürgers kennen, welche im Marggräflichen Schlosse als Laufmädchen diente, und sich durch ihre Reize, noch mehr aber durch

ihr sittsames Betragen unter allen übrigen Tänzerinnen aufs vortheilhafteste auszeichnete. Er führte sie heim, gestand ihr Liebe, und erhielt von ihr die Erlaubnis, sie dann und wann besuchen zu dürfen.

Eben hatte er zum Beweise ihrer Liebe den ersten Kuß erhalten, und wandelte, ihn noch fühlend und genüssend, über den Schloßhof, als sich plözlich ein Fenster öfnete, an welchem der Marggraf stand, der ihn rückwärts rief. Zagend erschien der Jüngling vor ihm, langsam und trauernd ging er von dannen, wie man ihn auf des Marggrafs Gebot nach der Hauptwache führte, und bald nachher die Granadiermütze auffetzte. Weinend empfing ihn die Mutter, seufzend grüßte ihn der Vater, wie er mit diesem untrüglichen Kennzeichen seines künftigen Standes vor ihnen erschien. Als aber beide vernahmen, daß der Marggraf ihm, weil er der einzige Sohn

war, eine kurze, nur drei Jahr dauernde Kapitulazion zugestanden habe, auch nebenbei noch versichert hatte, daß ihm diese Zeit als eine bei seinem Handwerke nöthige Wanderschaft angerechnet werden solle, so troknete die Mutter ihre Thränen, und der Vater blickte wieder heiter in die Zukunft.

Wilhelm, so nannte sich der Jüngling, liebte sein Mädchen mit dem ersten Feuer der brausenden Jugend. Die Kaserne der Granadiere stand nahe am Schlosse, er konnte als ein Liebling des Marggrafen — denn dies war jeder Granadier — dort ungehindert aus und eingehen, und sein Mädchen öfters sehen und sprechen. Schon dieser Vorzug minderte die Härte seines Standes, und die Hofnung, daß sie nur eine kurze Zeit dauern werde, tilgte seine Trauer bald ganz. Er war bald wieder der fröhliche Wilhelm, und tröstete sein Mädchen, wenn ihr thränender Blick auf seinem

Rocke hängen blieb, oder sie ihm den Kuß verweigerte, weil er leicht eben so flatterhaft wie ein gewöhnlicher Soldat werden könne, denn diese standen schon dazumal in dem Rufe, daß sie mit jedem Standquartiere auch ihr Mädchen verwechselten.

Als er seine Sophie über diesen Gegenstand vollkommen beruhigt, ihr ewige Treue geschworen, sie nach Verlauf seiner Dienstzeit zu heurathen gelobt hatte, langte am Hofe des Marggrafen die einzige Tochter desselben zum Besuche an. Sie hatte den Erbprinzen von K — geheurathet, lebte mit diesem in der glücklichsten Ehe, und führte die Frucht derselben eine dreijährige Prinzessinn an der mütterlichen Hand, als ihr der entzückte Vater zum frohen Willkomme entgegen eilte.

Der Marggraf war ein grosser Kinderfreund, wenn er auf seinen Spaziergängen

irgend einen Haufen spielender Kinder antraf, so trat er mitten unter sie, und beschenkte oft alle, wenn sein Anblick sie nicht zerstreute, und sie ungehindert fortspielten. Der Anblik der kleinen Prinzessin, die süsse Ueberzeugung, daß sie seine Enkelin, das Ebenbild der geliebten Tochter sei, vermehrte daher seine Freude um ein grosses, er nahm den kleinen Engel auf seine Arme, und jubelte hoch, wie die Holde ihre kleinen Arme um seinen Nacken schlang, und ihn ohne Furcht freundlich küßte. Sein Herz hing von diesem Augenblicke an ganz an ihr, er schrieb dem Vater, er bat die Mutter, und beide mußten ihre Liebe zum Kinde dem Wunsche des ehrwürdigen Vaters opfern, ihm versprechen, daß sie wenigstens einige Jahre die Tochter an seinem Hofe lassen, und ihm die Freude gönnen wollten, sich ihres Umganges zu freuen, sie groß zu erziehen.

Die zärtliche Mutter verbarg ihre Thränen, als sie sich bald hernach von ihrem Kin-

de trennen, und in die Arme ihres Gatten rükkehren mußte, der Marggraf versprach diese Ueberwindung hoch zu lohnen, und jubelte aufs neue, als die kleine Prinzessin durch den Abschied der Mutter nicht bekümmert schien, sondern munter und fröhlich zu seinen Füssen spielte. Er ordnete ihr itzt einen vollkommenen Hofstaat, ernennte eine der verehrungswürdigsten Damen seines Landes zur Obrist-Hofmeisterinn der kleinen Prinzessin, und überließ es ihr, die übrigen Diener und Dienerinnen nach Gefallen zu wählen.

Diese Dame sah bei ihrer Wahl vorzüglich auf Treue und Redlichkeit. Sophie war unter denen, welche sie zum Kammermädgen der Prinzessin bestimmte. Dieser neue Dienst brachte ihr viel höhern Lohn und Gewinn, aber die Pflicht, stets bei der Prinzessin, oft so gar ihre Führerin zu sein, verhinderte sie, ihren geliebten Wilhelm zu sprechen und zu

sehen. Oft verflossen Tage, so gar Wochen, in welchem sie ihn nur von weiten grüssen; höchstens nur im Vorübereilen ein paar Worte der Liebe zuflüstern konnte.

Zwang und Hinderniß sind ächtes Unkraut im fetten, fruchtbaren Akker, je mehr man dieses zu vertilgen sucht, je stärker und vielfältiger keimt es empor. Auch Wilhelm und Sophie empfanden diese Wahrheit, sie glaubten sich ehe schon innig und zärtlich zu lieben, sie sahen itzt ein, daß sie sich, getrennt von einander, noch weit stärker, noch weit heftiger liebten.

Sophie suchte die Sehnsucht nach ihrem Geliebten durch treue Erfüllung ihrer Pflicht, durch rastlose Beschäftigung zu mindern, Wilhelm, dem die Wache die Woche nur einmal traf, der unter dieser Zeit ganz geschäftlos umher wanderte, konnte dies Mittel zur Til-

gung seiner bangen Sehnsucht nicht wählen, Müssiggang und Zeit zum Nachdenken vermehrte seine Marter um ein Grosses, sie ward ihm oft unausstehlich, er suchte — wenn er stundenlang auf einen Blick seiner Geliebten gelauert hätte — Zerstreuung, Erholung, und fand sie im Trink- oder Spielhause.

So lange es ihm vergönnt war, seine Sophie oft zu sehen, und zu sprechen, hatte er diese Häuser äusserst sparsam besucht, die mächtigste Leidenschaft des Menschen, die allmächtige Liebe hatte jede andere Leidenschaft besiegt, itzt rächten diese den Sieg, und keimten durch listige Vorstellung, daß ihr Vergnügen die Qualen der Liebe mindere, wieder mächtig empor, Wilhelm trank und spielte bald stärker als vorher. Um diesen Aufwand zu bestreiten, langte seine Löhnung nicht zu, die Eltern gaben ihm freilich eine monathliche Zulage, aber auch diese ward oft in

einem Abende verspielt, und diente daher nur zur Vergrösserung seiner Liederlichkeit. Seine Spielsucht mehrte sich täglich, um sie zu befriedigen, machte er für seinen Stand nahmhafte Schulden, die ihn quälten und ängstigten, aber auch in der Hofnung, daß er glücklich spielen würde, stets zu neuem Spiele verleiteten.

Als er eben wegen einer Schuld von zehn Gulden äusserst gedrängt wurde, Klage bei seinem Hauptmanne befürchtete, und doch nicht wußte, wie er bezahlen sollte, traf ihn die Reihe zur Wachtparade. Er mußte an der Thüre des Saals Wache stehen, in welchem der Marggraf mit den Grossen seines Hofes speißte, und seinen Geburtstag feierte. Wilhelm war so glücklich an diesem Tage seine Sophie einigemal zu sehen und sogar im Vorübergehen zu sprechen. Dies machte ihn heiter und fröhlich, wenn er aber seiner Schul-

den gedachte, so ward er wieder düster und traurig. Der Marggraf spielte selten, aber wenn er spielte, so spielte er gerne hoch, verlohr und gewann dann namhafte Summen. An eben diesem Tage fand er Abends Vergnügen am Spiele.

Wilhelm sah mit gierigem Blicke zu, wenn auf einer Karte oft ein Haufe Goldes stand. Dieser reizende Anblick wekte seine ganze Spielsucht, und endete immer mit der Vorstellung, daß eine einzige dieser Karten ihn glüklich machen, ganz aus aller Verlegenheit retten könne. Er ward abgelößt, und diese Vorstellung war die ganze Ruhezeit hindurch die einzige Beschäftigung seiner erhizten Einbildungskraft. Wie er wieder zur Wache an die Thüre des Saals geführt wurde, spielte der Marggraf noch immer, obgleich die Mitternachtsstunde begann. Erst als diese geendet hatte, stand er auf, wikkelte sein Gold, wel-

ches über tausend Dukaten betrug, in ein sei-
denes Schnupftuch, hielte dies in der Hand,
und ging, mit einem seiner Minister spre-
chend, im Saale auf und nieder. In der
Folge dieses Gesprächs lehnte er sich an einen
Tisch, der nahe bei der Thüre stand, und
stellte das Gold wahrscheinlich der Schwere
wegen, auf diesen Tisch. Er entfernte sich
bald hernach von diesem, und eilte endlich,
ohne sich des Goldes zu erinnern, in sein
Schlafgemach.

Alle Gegenwärtige verliessen nun eben so
eilfertig den Saal, die schlafbegierigen Die-
ner löschten die Lichter aus, und suchten das
Bette. Nur eine Laterne brannte am Ein-
gange, und erleuchtete den Saal dunkel, meh-
rere Granadiere standen an den übrigen Thü-
ren, und begannen itzt, da niemand mehr zu-
gegen war, auf und ab zu gehen. Wilhelm
stand noch ernst und stille, sein Blick war auf

das seidene Tuch geheftet, welches nahe vor ihm auf dem Tische lag. Er hatte zugesehen, wie der Marggraf sein Gold darein hüllte, er hatte gehört, wie es reitzend und lieblich klirrte, als er es auf den Tisch warf. Wäre dies Gold mein, dachte er, so wäre ich aus meiner Verlegenheit gerettet, so könnte ich meine ganze Lebenszeit hindurch glüklich und zufrieden mit meiner Sophie leben! — die Vorstellung, daß so ein reicher Herr, wie der Marggraf sei, den Verlust gar nicht fühlen, nicht achten, sich so gar wahrscheinlich desselben nicht einmal erinnern würde, mehrte die Versuchung um ein grosses. Er ging itzt auch an der Thüre auf und ab, er näherte sich im gehen dem Tische, seine Hand zitterte, wenn er sie nach dem Tuche ausstrekte, als aber eben die Ablösungsstunde schlug, da grif er hastig zu, und stekte das Gold in seine Roktasche.

Der Marggraf verließ erst spät am andern Tage das Bette, schon hatten andere Granadiere die Wache bezogen, als die kleine Prinzessin, welche jeden Morgen in seinem Schlafgemache erscheinen mußte, zu ihm eintrat. Wie er diese erblikte, gedachte er erst seines gestrigen Gewinns, den er zu einem Geschenke für sie bestimmt hatte, er suchte und fand ihn nicht, er erinnerte sich endlich deutlich, daß er das Gold in sein Schnupftuch faßte, und dieses im Gespräche auf einen Tisch legte. Er ging selbst nach dem Saale, durchsuchte alles und fand nichts.

Nun war's erwiesen, daß das Gold gestohlen sei, nun begann die Untersuchung. Alle Diener, welche gegenwärtig waren, alle Granadiere, welche am Saale Wache standen, wurden arretirt. Unter den leztern befand sich auch Wilhelm, er war schon von der Hauptwache nach seinem Quartiere zurückge-

kehrt, und wurde von dort in den Arrest geführt. Man untersuchte sogleich die Wohnungen und Sachen aller Arretirten, und fand nicht das geringste, man visirte ihre Schubsäcke, und fand bei Wilhelmen kein Gold, aber das Schnupftuch des Marggrafen, welches dadurch unverkennbar wurde, weil es mit einer Krone und seinem Namen gezeichnet war.

Wilhelm gestand sogleich die That, und zeigte den Ort an, wo er das Gold hinter einem Holzstosse in einem alten Topfe vergraben hatte. Er konnte in der Folge selbst nicht sagen, wie es geschah, daß er das verrätherische Tuch nicht vernichtete, nicht von sich warf, er schüttete das Gold aus dem Tuche in den Topf, und steckte es, ohne die Folgen zu bedenken, in einer wahrscheinlich mechanischen Bewegung in den Sack.

So wahr, als ich Marggraf bin! der Kerl muß hängen! sprach der Marggraf zornig, als man ihm meldete, daß der Thäter entdeckt, und ein Granadier sei. Er befahl, Standrecht über ihn zu halten, und einige Stunden nachher versammlete sich dies würklich, um über Wilhelmen den Tod auszusprechen. Erst um diese Zeit erfuhr die liebende Sophie das Verbrechen und das unvermeidliche Schicksal ihres Geliebten. Verzweiflung kennt keine Schranken, überspringt sie alle, wenn sie jenseits Hülfe erblickt. Sie eilte, als ein Raub derselben, zu den Eltern des unglücklichen Wilhelms, sie gestand diesen, was ihnen vorher noch ein Geheimniß war, daß sie ihren Sohn aufs innigste liebe, und von ihnen Rath, Hülfe und Trost erwarte.

Die Unglücklichen konnten ihr nicht geben, was sie selbst nicht besassen, sie jammerten trostlos mit ihr, suchten Freunde, Hülfe und Rath, und fanden keins von beiden. Vater und Mutter knieten bald nachher an der Schloßtreppe, welche nach dem Garten führte, sie flehten um Erbarmen, als der Marggraf diese herabstieg, aber er winkte mit ernstem Blicke, und die Trostlosen wurden weggeführt. Sie eilten von einem Minister zum andern, und erhielten überall die tödende Versicherung, daß solch ein Verbrechen kein Mitleid verdiene, daß nichts in der Welt den Marggrafen bewegen würde, seinen theuern Schwur zu brechen.

Unter dieser Beschäftigung nahte der Abend, sie wankten nach ihrer Wohnung, und brachten die Gewißheit heim, daß das Standrecht über ihren einzigen Sohn den Tod ausgesprochen habe, daß er ihn morgen in der

zehnten Stunde unter der Hand des Henkers dulden würde. Sophie hatte diese lange Zeit hindurch ihrer geharrt, ihr Jammer war ohne Grenzen, als sie diese schreckliche Nachricht hörte, sie eilte nach der Hauptwache, sie wollte wenigstens ihren Wilhelm noch einmal sehen, aber ein Priester bereitete ihn eben zum nahen Tode, sie ward nicht vorgelassen. Mit zerrauftem Haare, mit starrem Blicke und blutig gerungnen Händen erschien sie izt im Zimmer der Obristhofmeisterin, die schon lange ihre ungewöhnliche Abwesenheit bemerkt, vergebens nach ihr gefragt hatte.

Sophiens Schmerz war keiner Worte fähig, die Obristhofmeisterin brauchte viele Mühe und Geduld, ehe sie die Ursache ihres schrecklichen Zustandes erfahren konnte. Sie war eine äusserst sanfte und menschenfreundliche Dame, Sophiens Jammer rührte ihr

Herz mächtig, sie suchte sie zu trösten, durch Gründe der Religion zu überzeugen, daß Gottes Wege unerforschlich, aber stets weise und gerecht wären, als aber die verzweiflungsvolle Sophie sie dreust versicherte, daß sie an Gottes Barmherzigkeit zweifle, wenn er nicht Hülfe und Rettung sende, so suchte sie solche mit der Vorstellung aufzurichten, daß auch diese noch zu hoffen, noch möglich sei.

Sophie ergrif diesen schwachen Stab des Trostes mit Begierde, sie warf sich zu den Füssen der Trösterin nieder, und flehte um Hülfe und Erbarmen. Ich will thun, was ich kann und vermag, sprach die Holde, nur die Gnade des Marggrafen kann dem Unglücklichen das Leben retten, ich sehe ein, daß meine Bitte bei ihm nichts vermag, aber ich hoffe, eine Fürbitterin zu finden, die er hören wird. Sie deutete bei diesen Worten auf die kleine Prinzessin, welche neben ihr mit

einer Puppe spielte, und schon oft theilnehmend gefragt hatte: Warum die liebe Sophie so sehr weine?

Sophie sprang hoffend und ahndungsvoll empor, als sie diese Worte des Trostes hörte, sie kannte die Liebe des Marggrafen zu diesem Kinde, sie glaubte überzeugt zu sein, daß er ihr nichts versagen würde. Gewöhnlich stand der Marggraf schon um sechs Uhr des Morgens auf, sobald die Prinzessin erwachte, welches gemeiniglich um acht Uhr geschah, mußte die Obristhofmeisterin solche zu ihm bringen. Die muntere Kleine blieb dann oft einige Stunden in seinem Kabinete, und zwang ihn, manchmal gar mit ihr zu spielen.

Es ward nun verabredet, daß man die Prinzessin am folgenden Morgen früher wekken, und dann zum Marggrafen führen wolle, wo sie sogleich um Wilhelms Leben bitten

sollte. Die Ausführung war aber schwerer, als man anfangs glaubte. Die noch nicht drei Jahr alte Prinzessin plauderte zwar stets, aber meistens nur einzelne, abgebrochne Wörter, konnte viele derselben gar nicht aussprechen. Indeß Sophie mit dem wahrscheinlichen Troste zu Wilhelms Eltern eilte, auch diese der zerstöhrenden Verzweiflung entreissen, und neue Hofnung in ihrem todten Herzen wecken wollte, versuchte die gutherzige Obristhofmeisterin, ihren kleinen Eleven die Worte zu lehren, mit welchen sie zu Gunsten des unglücklichen Wilhelms das Herz des Marggrafen rühren sollte; aber so sehr sie sich auch mühte, die Bitte abzukürzen, und nur durch wenige Worte auszudrücken, so mengte doch eben oft die kleine Plauderin diese wenigen untereinander, und erregte die gegründete Furcht, daß der Marggraf ihre Bitte nicht verstehen, und daher auch nicht achten würde. Doch hofte sie das Beste, und trug die Prinzessin bald ins Bette,

um sie am andern Morgen früher wecken, und die Lekzion wiederholen zu können.

Sophie, deren Augen sich nicht schlossen, wachte die ganze Nacht am Bette des Engels, der ihr Erlöser werden sollte, sie betete inbrünstig zu Gott, damit er diesen stärken, und ihren Worten Kraft verleihen möge. Schon um sechs Uhr weckte man die Prinzessin, aber sie war noch schlaftrunken, weinte anhaltend, und schlief bald aufs neue. Man denke sich das Leiden der armen Sophie, die den einzigen möglichen Retter schlafend erblickte, indeß der Geliebte ihres Herzens nahe Todesangst duldete, die jeder Glockenschlag mehrte.

Schon wars acht Uhr vorüber, als die Prinzessin munter und fröhlich erwachte. Es war rührend anzusehen, mit welcher hastigen Eilfertigkeit die zitternde Sophie sie anzukleiden suchte, und aus allzu grosser Eile den An-

zug nur verzögerte, hätte die gutherzige Obristhofmeisterin ihr nicht Beistand geleistet, sie würde dies kleine Geschäft lange nicht vollendet haben. Nun begann neuer Unterricht, und wie die Prinzessin ihre Bitte nur mit halben Worten stammlen konnte, so ergrif die Obristhofmeisterin ihre Hand, und führte sie zum Kabinete des Marggrafen. Sophie folgte vom weiten mit gefalteten Händen, jedes ihrer Glieder zitterte der nahen Entscheidung entgegen.

Die Obristhofmeisterin öfnete izt die Thüre des Kabinets, und ließ die Prinzessin allein eintreten, sie lehnte die Thüre nur langsam an, und horchte an der ofnen Spalte der Würkung entgegen. Sophie drängte sich näher hinzu, und hob ihre Hände zu Gott empor. Der Marggraf saß an seinem Schreibtische, und blickte auf die Kommende. Sie ging bis in die Mitte des Kabinets, kniete

nieder, und hob ihre kleinen Hände bittend empor. Liebe Großpapa, stammlete sie, Granadirle schenken! Liebe Großpapa, wiederholte sie noch einmal, Granadirl schenken! Der gerührte Marggraf stand hastig auf, hob die Prinzessin empor, und schloß sie in seine Arme. Du verlangst viel, sprach er, indem er sie küßte, aber es ist deine erste Bitte, ich muß sie erfüllen! Der Granadier hat Gnade! — — Er hat Gnade! flüsterte die horchende Obristhofmeisterin der harrenden Sophie zu. Er hat Gnade! schrie diese laut auf, daß es im Vorgemache wiederhallte, und stürzte fort, um die erste Verkündigerin derselben zu werden.

Ich wage es nicht, den Jubel der Eltern zu schildern, als die athemlose Sophie mit diesem allmächtigen Worte des Trostes vor ihnen erschien, ihr flehendes Gebet, ihre stammlende Bitte zum Ewigen, mit diesem

freudigen Zurufe unterbrach, und ihnen noch nebenbei erzählte, daß ein Kammerjunker, wie sie bei der Hauptwache vorbeieilte, diese Gnade bereits dem armen Wilhelm im Namen des Marggrafen verkündigt habe. Der grosse Jammer hatte bereits ihre wenige Lebenskraft mächtig geschwächt, die schnelle Freude schien den Ueberrest ganz zu rauben. Man mußte die unglücklichen Alten aufs Bette legen, alle ihre Glieder durchbebte ein heftiger Fieberfrost, sie waren dem Tode nahe, näherten sich ihm bald noch mehr, als sie kurz hernach hörten, daß der Marggraf zwar ihrem Sohne das Leben geschenkt, ihn aber doch zur Versöhnung der Gerechtigkeit auf drei Jahre zur Zuchthausstrafe verurtheilt habe.

Damals achtete man jeden, der in diesem Hause dulden mußte, für unehrlich. Keiner unter den Bürgern sprach mit diesen

unglücklichen Opfern der Gerechtigkeit. Auch wenn die Strafe geendet hatte, und man den Erlösten wieder in jeder bürgerlichen Gesellschaft und Innung dulden mußte, so blieb sie doch immer als ein unvertilgbarer Fleck zurück, der den reinen Glanz einer ganzen Familie verdunkelte, ihr bei jeder Gelegenheit zum geheimen, oft gar öffentlichen Vorwurf diente. Diese Vorstellung, und wahrscheinlich auch das Bewnstsein, daß ihr Sohn die Strafe mehr als doppelt verdient habe, verbitterte die Freude seiner glücklichen Rettung um ein Grosses. Die Folgen des ausgestandnen Schreckens und Jammers, der finstere, trübe Blick in die Zukunft nagte an ihrem morschen Körper, ehe zwei Monden verflossen, schlummerten beide im Grabe. Das ganze Erbe, welches sie ihrem Sohne hinterliessen, ward in gerichtliche Verwahrung genommen, und zum Besten des Duldenden, weil er es izt

nicht genüssen, nicht verwalten durfte, in ein zinsbares Kapital verwandelt.

Sophie liebte — liebte mit warmen Jugendfeuer, mit inniger, wahrer Zärtlichkeit. Niemand wirds ihr daher verdenken, oder es wenigstes ganz natürlich finden, wenn sie nicht gleich den Bürgern der Stadt, nicht wie Wilhelms Eltern dachte. Der Allgeliebte war gerettet, mußte zwar harte Strafe, aber nicht immer, nicht ewig dulden. Ihre Einbildungskraft überhüpfte mit seltner Fertigkeit diesen kurzen Zeitraum, sie sah ihren Wilhelm wieder kettenlos unter den Menschen umher wandeln, er arbeitete emsig und anhaltend, er fand Unterstützung und Nahrung in einer fremden Stadt, die sein ehemaliges Verbrechen nicht kannte, er kam als Bürger derselben, um sich eine Gattin zu wählen, er reichte ihr die Hand, und sie sank wonne- und freudefühlend in seine Arme. Dies war die ange-

nehme Vorstellung, mit welcher sie sich zu trösten suchte, wenn Wehmuth sie ergrif, und schwarzer Tiefsinn an ihrem Herzen nagen wollte.

Wilhelm hatte ein schweres Verbrechen verübt, die Gelegenheit war reizend und einladend, aber lange nicht hinreichend genug, um den ächten Rechtschafnen in die Falle zu locken! Dieser Gedanke hätte sie schrecken, wenigstens bange Sorge für die Zukunft in ihr erregen sollen, aber nichts verzeiht, nichts entschuldigt stärker, als die Liebe. Sie hat zwei Mäntel, welche sie abwechselnd trägt, einer ist lang, weit, und dem Auge undurchdringbar, der andere ist klein, enge und vom dünsten Flore gewebt. Mit dem erstern bedeckt sie die Mängel und Fehler des geliebten Gegenstands, wenn sie sich naht, in den leztern hüllt sie diesen, wenn sie Abschied nehmen will, oder einen Reizendern findet.

Wie Wilhelm zur Prinzessin geführt wurde, um ihr auf Befehl des Markgrafen für ihre Fürbitte, für sein Leben zu danken, stand Sophie im Gemache derselben. Ihr rothgeweintes Auge, ihr noch thränender Blick überzeugte ihn deutlich, daß ihr Leiden, ihr Jammer groß war, er sah zugleich ein, daß sie die Retterin seines Lebens war, und ohne ihre Mitwürkung die Prinzessin schwerlich für ihn gebeten hätte. Dieser große Beweis ihrer Liebe ermunterte ihn zur Dankbarkeit, er trat näher zu ihr. Wenn ichs je vergesse, flüsterte er leise, was ich ihnen zu verdanken habe, so soll mir Gott schnell wieder rauben, was er mir so wunderbar schenkte. Vergessen sie indeß den Unglücklichen nicht ganz, er ist ihres Mitleids würdig. Sophie konnte nicht antworten, aber ihr Blick sprach um so stärker, Wilhelm ging mit der Gewißheit von dannen, daß sie ihn noch liebe, und seiner harren würde.

Die Obristhofmeisterin hatte das kurze Gespräch bemerkt, und Sophiens redenden Blick gesehen, sie achtete es für nöthig, die leztere für unangenehmen Folgen zu warnen. Liebes Kind, sprach die Gute, ohne zu untersuchen, ob der unglückliche, aber auch strafbare Jüngling deiner Liebe noch würdig sei, will ichs nicht hindern, wenn du ihm in seinem künftigen Zustande nach deinen Kräften Wohlthaten erzeigst, aber ich muß es dir bei Verluste deines Dienstes und meiner Gnade streng verbieten, ihn im Zuchthause zu besuchen, oder mit ihm auf der Gasse zu sprechen. Es würde deinen Ruf kränken, wenn du meinen Befehl übertreten wolltest, und schwarzen Schatten auf mich werfen, wenn ich es duldete. Ich fordere daher dein festes Versprechen, damit ich ruhig seyn, und mit Recht strafen kann, wenn du es doch nicht erfülltest.

Sophie sah die Billigkeit ihrer Forderung ein, sie versprach, streng zu gehorchen, nur bat sie flehend, ihr die einzige Erlaubniß zu gönnen, ihm dies Verbot kund zu machen, damit es der Unglückliche nicht für Verachtung von ihrer Seite halte, und dadurch zur Verzweiflung gereizt würde. Obgleich die Obristhofmeisterin diesen Schritt nicht billigen konnte, so war sie doch großmüthig genug, ihn nicht zu verbieten, doch forderte sie ausdrücklich, daß es nicht durch Sophien selbst, sondern durch einen dritten geschehen müsse, und für die Zukunft kein Briefwechsel statt haben dürfe.

Sophie dankte, und eilte noch am nemlichen Tage zu Wilhelms Mutter, welche sie um ihrer Theilnahme willen izt innig liebte, und herzlich gerne als Schwiegertochter umarmt hätte. Dort schrieb sie ihrem Wilhelm alles, und fügte noch manches, was ihn

trösten und erquicken konnte, hinzu. Eine alte Frau, welche von der Mutter an Wilhelmen gesandt wurde, brachte mündlichen, innigen Dank zurück, weil es ihm nicht vergönnt war, Antwort zu schreiben.

Die Arbeit aller Verbrecher im Zuchthause war schwer und anhaltend, aber noch entkräftender und härter war die schmale, äusserst schlechte Kost, welche ihnen gereicht wurde. Die Unglücklichen, welche nicht Freunde und Anverwandte hatten, nicht Wohlthäter in der Stadt fanden, mußten oft hungrig schlafen gehen. Diese schlechte Kost war nicht Strafe, wahrscheinlich nur eine Folge der Habsucht der Vorsteher, weil es allen, die in diesem Hause duldeten, erlaubt war, sich bessere Speisen zu kaufen, wenn sie Geld von aussen erhielten.

So lange Wilhelms Eltern lebten, sandten sie ihrem unglücklichen Sohn täglich Speisen, als aber beide in so kurzer Zeit starben, da fühlte Wilhelm durch einige Tage die volle Last seines Schicksals in seiner ganzen Grösse. Er war von Jugend auf besserer Kost gewohnt, ein unüberwindlicher Ekel hinderte ihn izt, das Wenige zu genüssen, was man ihm reichte. Matt und kraftlos taumelte er umher, bekam Schläge, weil er die vorgeschriebne Arbeit nicht vollenden konnte, und hofte eben, daß der Tod seine Marter bald enden würde, als ein altes Weib erschien, und ihm nahrhafte und gute Speise brachte. Sie schüzte strenges Verbot vor, wenn er nach dem Namen seines neuen Wohlthäters fragte, sie lächelte geheimnißvoll, wenn er bald diesen, bald jenen seiner Anverwandten nannte. Erst nach einigen Wochen gab die Alte, welche von nun an täglich mit Speise erschien, seiner dringenden Bitte Gehör, und gestand ihm,

daß Sophie seine Wohlthäterin sei, ihre Kost mehr als mit ihm theile, sich stets nur mit einer Speise sättige, und alle übrigen ihm sende. Dankbare Thränen rollten bei dieser Nachricht über seine Wangen, er blickte gen Himmel, und schien Gott zu fragen: Wie er solch eine Liebe lohnen und vergelten könne?

Sophie hofte, Wilhelms Strafe durch neue Fürbitte abzukürzen, sie wandte sich daher, wie ein Jahr seiner Strafzeit verflossen war, aufs neue an die Obristhofmeisterin, allein diese konnte nicht mehr helfen und nützen, weil der Marggraf es ihr ausdrücklich und bei Verlust seiner Gnade untersagt hatte, die Prinzessin nie mehr zu einer ähnlichen Bitte aufzufordern, und dadurch den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen. Diese Nachricht that ihrem liebenden Herzen äusserst weh, nur die Hofnung, daß die übrigen zwei Jahre gleich dem ersten schwinden [müßten, war der süsse

Trost, wenn sie das Schicksal des Unglücklichen im Verborgnen beweinte. Noch mehr als dieser Gedanke tröstete sie die Vorstellung, daß sie diese ganze Zeit hindurch ihres Geliebten Wohlthäterin seyn, und das harte Loos desselben um vieles erleichtern könne, sie sandte ihm nicht allein täglich die mehrsten der Speisen, welche für sie bestimmt waren, sondern sie legte auch jede Woche etwas Geld bei, weil sie wußte, daß Wilhelm gerne Tobak rauche, und sie ihm dies Vergnügen nicht rauben wollte.

So verflossen auch die zwei lezten Jahre der Strafzeit. Schnell und anhaltend klopfte Sophiens Herz, als der lezte Monden, die lezte Woche, und endlich auch der lezte Tag derselben nahte. Hoch röthete sich ihre Wange, reine Freude glänzte in ihrem Auge, wie Wilhelm ihr durch die Ueberbringerin der Speisen nochmals aufs wärmste für die grosse

Wohlthat danken, und zugleich melden ließ, daß er morgen das Haus der Strafe verlassen würde. Er wird, fügte die Alte hinzu, zu einer alten Muhme ziehen, und wenn er sich anständig gekleidet hat, es wagen, sie dahin einzuladen, um ihnen mündlich danken zu können.

Sophie harrte dieser Nachricht mit der Ungeduld der Liebenden entgegen. Sie hatte ihren Wilhelm würklich durch drei volle Jahre nicht gesehen, er mußte immer im Hofe des Zuchthauses arbeiten, sie konnte sich nicht dahin wagen, weil man jedem jungen Mädchen den Zutritt dahin verweigerte, und der Verlust ihres Dienstes ganz sicher erfolgt wäre, wenn nur ein Versuch dieser Art wäre verrathen worden. Man denke sich nun die Sehnsucht, das peinigende, heischende Verlangen des liebenden Mädchens!

Eben wars ein Sonntag, eben kam sie aus der Kirche zurück, in welcher sie andächtig gebetet, aber auch mit suchendem Auge oft und lange umher geblickt hatte, als ein kleines Mädchen im Schloßhofe ihrer harrte, und ihr einen Brief überreichte. Wilhelm, der dankbegierige Wilhelm hatte ihn geschrieben, er enthielt eine Einladung auf den folgenden Nachmittag zu seiner alten Muhme, welche ihn nicht allein liebreich aufgenommen, sondern auch wider Vermuthen sein und Sophiens Glück zu gründen versprochen hatte.

Sophie eilte um die bestimmte Stunde zu ihrem Wilhelm. Als sie zitternd die Thüre des Gemachs öfnete, wankte er ihr mit Thränen im Auge entgegen, das Unglück und wahrscheinlich noch der Kummer hatte seine Wangen gebleicht, aber sein Auge glänzte um so feuriger, sein Mund sprach zwar wenig, aber das Wenige bewies deutlich, daß er sein Ver-

gehen innig bereue, und ewig dankbar seyn werde. Die alte, geschwätzige Muhme störte das Gefühl der Liebenden um ein grosses, sie lobte Sophiens Wohlthaten, welche sie so lange Zeit hindurch ihrem Vetter erwiesen hatte, mit vielen Worten. Ich muß aufrichtig gestehen, sprach sie, daß ich den gottlosen Buben, der seine Eltern ins Grab gestürzt, mir und allen seinen Freunden so viel Schande gemacht hat, ganz vergessen wollte. Wie ich aber hörte, daß ein fremdes Mädchen nicht allein sein Leben gerettet, sondern ihn auch drei Jahre lang ernährt habe, da dachte ich: Du handelst doch zu hart, du mußt vergeben und vergessen! Auch will ich mein Gelübde halten, will sein künftiges Glück zu gründen und zu vermehren suchen, wenn er nur künftig auch keine lüderliche Streiche mehr begeht, und seinem treuen Mädchen ihre Liebe lohnt.

Sie sprach noch lange in diesem Tone fort, wie aber auf dem nahen Thurme die Glocken zur Nachmittagspredigt ruften, da ergrif sie ihr Gesangbuch, eilte fort, und gönnte den Liebenden das seltne Glück, ungestört sprechen, ungehindert küssen zu können. Der Bund der ewigen Treue und Liebe ward in dieser wenigen Zeit erneuert, sogar Pläne zur künftigen Erfüllung entworfen.

Wilhelm erzählte seiner Sophie, daß sein väterliches Erbe nahe an zweitausend Gulden betrage, wenn er nun, fügte er hinzu, was er hoffen und erwarten könne, von der weitreichern Muhme noch eine ähnliche Summe erhalten würde, so sei diese Summe hinlänglich, sich in einem Städchen eines benachbarten Fürstenthums als Handelsmann zu etabliren, und dort glücklich und vorwurfsfrei zu leben. Sophie, welche innig liebte, und sich daher so gerne eine glückliche Zukunft träumte,

billigte den ganzen Plan vom Herzen, bat sogar, ihn nur recht bald auszuführen. Sie besuchte nun ihren Wilhelm öfters, kam vorzüglich alle Sonntage, um den Nachmittag desselben in seinen Armen zu durchleben. Wilhelm, den mehr die Schande und die Sorge eines kränkenden Vorwurfs als ächte, wahre Reue an sein Zimmer fesselte, und an jedem gesellschaftlichen Vergnügen hinderte, gewann bald dadurch das volle Zutrauen der gutherzigen Alten, sie wollte eben seine Bitte erfüllen, und ihm mit einer hinlänglichen Summe unterstützen, als sie ein jäher Schlagfluß traf, und ihr nur noch so viel Lebensfrist gönnte, um bei vollem Bewustsein und reifer Vernunft ihren Vetter zum Universalerben einzusetzen.

Wilhelm war nun ein reicher Mann, sein Vermögen gränzte nahe an funfzehn tausend Gulden, es bestand in lauter sichern Kapitalien, die er jederzeit aufkündigen und erhe-

ben konnte. Er that das erstere, und wand sich nun aus Sophiens Armen los, um sich einen Ort zu suchen, wo sie künftig ruhig leben, und das Glück der Liebe genüssen könnten.

Ehe er schied, forderte er schlechterdings, daß Sophie ihrem Dienste entsagen, und bei ihren Eltern seine Rückkunft erwarten sollte. Die armen Eltern, welche nur auf das zeitliche Glück ihres Kindes sahen, billigten Sophiens Wahl und Entschluß, nur forderten sie, daß Wilhelm sich mit ihr vor seiner Abreise verloben sollte, er war willig, diese Forderung zu erfüllen, und Sophie verließ das Schloß noch einige Tage vor Wilhelms Abreise. Er war mit ihr verlobt, als er schied, er versprach, binnen Mondensfrist wieder zu kehren, und sie dann sogleich zu heurathen. Wer kanns dem liebenden Mädchen verdenken, wenn sie bei so voller Gewißheit

ihres nahen Glücks dankbar zu seyn wünschte, minder streng eine kleine Freiheit verweigerte, und dadurch unvermerkt in die Fluthen des brausenden Stroms gerieth, der alles mit sich fortreißt, was sich seinen Wellen naht. Als endlich Wilhelm würklich schied, so mischten sich in die Thränen des Abschiedes auch Thränen der Reue, der verlohrnen Unschuld, welche nur die Hofnung der baldigen Wiederkehr trocknen konnte.

Es war zwischen den Liebenden verabredet worden, daß Wilhelm mit jedem Posttage schreiben, seine Gesundheit und den Erfolg seines Unternehmens berichten solle. Er erfüllte sein Versprechen strenge, Sophie erhielt jede Woche zweimal Nachricht von ihm, nur trauerte sie, wenn sie in seinen Briefen las, daß er immer weiter reise, und es ihm nirgends behagen wollte. Wie ein Monat verflossen war, und er von Frankfurt aus zum leztenmale ge-

schrieben hatte, erfolgte kein Brief, keine Nachricht mehr.

Sophiens Kummer ward bald groß, ward in der Folge unerträglich, weil sie sich schwanger fühlte. Vier Monate harrte sie vergebens auf weitere Nachricht, als aber ihre Eltern über Wilhelms Stillschweigen ebenfalls traurig wurden, ihr Vorwürfe zu machen begannen, weil sie sich mit einem so schlechten Menschen in ein Liebesverständniß eingelassen, und ihrem guten Dienste so leichtsinnig entsagt habe, da rang sie ingeheim nach Trost und Hülfe. Sie erinnerte sich izt erst, daß Wilhelm kurz vor seiner Abreise einem sehr rechtschafnen Advokaten die Verwaltung seines Vermögens anvertraut habe, sie eilte zu ihm, um zu erfahren, ob Wilhelm ihm diese lange Zeit hindurch ebenfalls nicht geschrieben habe, und wollte ihn dann erst als tod beweinen, wenn er, da er nicht mehr als funfzig Dukaten mit sich ge-

nommen hatte, unter dieser langen Zeit kein Geld verlangt hätte. Todesblässe verbreitete sich über ihre Wangen, sie zitterte und bebte, als der ehrliche Mann ihr sogleich erzählte, daß Wilhelm diese Zeit über ihm stets geschrieben, nun aber wohl nicht mehr so oft schreiben würde, weil er ihm eben mit lezter Post den lezten Rest seines ganzen Vermögens nach Frankfurt übersandt habe. Er wird sich dort, fuhr er fort, wie ich aus allem ersehe, etabliren und ein reiches Mädchen heurathen. Je nun, sezte er hinzu, ich gönne ihr und ihm das Glück herzlich gerne, und wünsche nur, daß es von Dauer sei. Hier kennt man den Vogel, hier wäre es ihm nicht gelungen, eine so reiche Braut heimzuführen.

Sophie konnte die zentnerschwere Last, welche der Erzähler so schnell, so unbarmherzig auf sie wälzte, nicht ertragen, sie sank kraftlos zu Boden. Als der Alte sie geweckt und ge-

labt hatte, forschte er nach ihrem Namen und der Ursache ihres Schreckens, als sie den erstern stammlete, errieth er sogleich die Ursache des leztern. Er erinnerte sich, daß Wilhelm ihn in einem seiner Briefe sehr dringend gebethen hatte, seinen Aufenthalt zu Frankfurt vor jedermann, vorzüglich aber vor einem gewissen Mädchen, welches sich Sophie G — nenne, geheim zu halten. Sie können sich, schrieb der Undankbare, die Ursache meiner Bitte leicht denken, ich wurde, als ich noch Granadier war, mit ihr bekannt, das Mädchen hieng klettenmäßig an mir, sie gewährte, und ich genoß alles. Habsucht und Eigennuz könnte sie izt leicht reizen, dem ehmaligen armen, izt reichen Liebhaber nachzulaufen, nach Art dieser kühnen Kreaturen entweder seine äußerst vortheilhafte, ihm ganz glücklich machende Heurath zu hindern, oder wenigstens ihr Stillschweigen nur für eine namhafte Summe zu verkaufen.

Der

Der Advokat, welcher in diesem Falle Wilhelms schändlichen Lügen vollen Glauben beimaß, auch izt noch muthmaßte, daß ihre Nachfrage ähnliche Ursache zur Absicht habe, war ofenherzig genug, der leidenden Sophie dies alles mit trocknen Worten kund zu machen, ihr nebenbei wohlmeinend zu rathen, daß sie seines Klienten Glück nicht hindern möge, weil sie in jedem Falle zu spät kommen, wohl seinen Zorn, aber durch solche Mittel nie seine Großmuth reizen würde.

Sophiens Zustand war schrecklich, war erbarmungswürdig. Ihr Blick hatte immer hoffend und fest an der Zukunft gehangen, izt verfinsterte sich diese glückliche Aussicht, ein Abgrund öfnete sich zu ihren Füßen, sie schauderte zurück, und ein noch gräßlicherer lag vor ihr. Sie fühlte sich verstoßen, und verlassen; sie sah nirgends Trost, nirgends Hofnung, noch Hülfe; ihre Sinne starrten würkungslos umher;

das Rad ihrer Einbildungskraft stockte, die immer thätige Seele konnte es nicht drehen, nicht wenden. Undank und Grausamkeit hatten sie tödlich verwundet, ihr Schmerz durchbebte jede Nerve, durchzitterte jede Faser des verlaßnen Mädchens. Mit jedem Tropfen Blutes rollte der zentnerschwere Gedanke langsam durch ihre Adern, und strömte wieder hastig nach dem Herzen, um dort vergebens Raum zu suchen. Sie konnte nicht reden, kaum wanken, sie verließ das Zimmer des Advokaten, ohne es verlassen zu wollen, sie irrte in den Gassen der Stadt umher, ohne zu wissen, wohin sie gehen wolle.

Am Abende fand sie die suchende Mutter in einem Garten der entlegensten Vorstadt, sie saß im Gipfel einer hohen Linde, und breitete ihre Arme hoch zum Himmel empor. Ein kleines Mädchen, welches sie hinauf klettern sah, verrieth ihren Aufenthalt. Die Mutter

staunte mit Recht über dies seltne Unternehmen, aber sie staunte bald noch mehr, als die Tochter zwar ihr ängstliches Rufen hörte, willig herabstieg, aber auch nur zu deutlich bewies, daß ihre Vernunft schlummere, wohl gar ein Raub des Wahnsinnes geworden sey. Die Folge bestätigte diese traurige Gewißheit vollkommen, lange bliebs den jammernden Eltern ein Geheimniß, welch ein schreckliches Unglück ihr armes Kind in diesen Abgrund gestürzt habe, endlich entdeckten sie durch Zufall den Besuch, welchen sie bei dem Advokaten gemacht hatte, und erfuhren durch diesen den gräßlichen Meineid des treulosen Wilhelms.

Die wahnsinnige Sophie hatte mit ihrer Vernunft auch den Gebrauch ihrer Sprache verlohren, sie beantwortete keine Frage, niemand hörte mehr ein Wort von ihr. Sie ging, wenn sie daheim war, mit gefalteten Händen, mit gesenktem Auge langsam auf

und nieder, und versuchte stets durch tiefe Seufzer, die drückende Last ihres Herzens zu lösen. Schon am andern Morgen umgürtete sie ihren Körper mit einem langen Flore, und heftete auf ihre linke Brust, unter der ihr verlaßnes Herz ruhte, einen schwarzen Fleck. Sie zitterte und bebte, sie wüthete und raßte, wenn man ihr diesen Zierrath rauben wollte, sie schüttelte langsam und traurig den Kopf, wenn man sie trösten wollte. Oft entwischte sie der Aufmerksamkeit ihrer Eltern, und eilte ins Freie. Die suchende Mutter war dann gewiß, daß sie solche auf der hohen Linde wiederfinden würde; immer traf sie solche im Gipfel derselben, wo sie mit hocherhabnen Händen zu beten schien.

Wehmuth füllt mein Herz, theilnehmende Thränen treten in mein Auge, wenn ich mir das Leiden der Unglücklichen denke, wenn ich der Ursache nachforsche: Warum sie eben

die hohe Linde erstieg, und dort so andächtig betete? Wahrscheinlich wollte sie ihren unendlichen Schmerz, ihren übergroßen Jammer dem Ewigen klagen; wahrscheinlich glaubte sie in ihrem Wahnsinne, daß sie im Gipfel der Linde ihm näher sey, daß er sie in dieser Höhe besser hören würde. Ach, es ist ein schaudernerregendes Bild, wenn der Unglückliche, der nirgends Hülfe, nirgends Trost auf der weiten, großen Erde findet, einen hohen Baum erklettert, um von seiner Höhe zum Ewigen zu rufen, da er sein Flehen aus der Tiefe nicht zu hören scheint. Es ist ein Beweis des höchsten Dranges, des größten Jammers, des fühlbarsten Schmerzes!

Erst einen Monat später sahen die unglücklichen Eltern des unglücklichsten Kindes, daß ihr Jammer noch kein Ziel erreiche, daß er sich in der Folge noch um ein großes mehren müsse, sie erkannten deutlich, daß Sophie

schwanger sey. Ihre gerechte Klagen über den schändlichen und meineidigen Verführer, wurden nun lauter, man sprach in der ganzen Stadt von Sophiens Unglücke; die Obristhofmeisterin erfuhr es, und durch diese der Marggraf selbst. Er staunte über den schrecklichen Undank des Jünglings, er ging am Nachmittage selbst nach Sophiens Wohnung, um sich von der Wahrheit der Geschichte zu überzeugen. Er sah die Unglückliche, und Thränen traten in sein Auge, er beschenkte ihre Eltern sehr reichlich, und versprach noch mehr zu thun.

Eine Stunde nach seiner Rückkunft ins Schloß, ging ein Kourier nach Frankfurt ab, welcher den gemeßnen Auftrag hatte, Wilhelms Heurath wo möglich zu hindern, und ihm unter den fürchterlichsten Drohungen zur Rückkehr und zum Ersatze der leidenden Unschuld zu bewegen. Der Abgesandte fand Wilhelmen

nicht mehr in Frankfurt, er hatte in einem benachbarten Städtchen eine schöne, reiche Kaufmannstochter geheurathet, und lebte dort mit einem Aufwande, der nach Zeugniß der Sachkundigen, ein weit grösseres Vermögen bald verschlingen würde.

Ohne zu bedenken, daß nun keine Heurath mit Sophien möglich sey, reiste der Abgesandte nach diesem Städtchen, und machte dem in Freuden lebenden Wilhelm die Schreckenspost des Marggrafen kund. Sie schien ihn sehr zu erschüttern, er zitterte und bebte, versprach dem Abgesandten am andern Morgen eine schriftliche Rechtfertigung und eine Summe Geldes zur Unterstützung der leidenden Sophie zu überbringen. Wie aber der Abgesandte bis am Mittag des andern Tages vergebens auf beides harrte, und nun wieder nach Wilhelms Wohnung ging, fand er dort alles in gröster Bestürzung, und erfuhr, daß Wil-

helm schon am Abende vorher aus dem Hause verschwunden, den mitgenommenen Sachen nach zu urtheilen, ganz entflohen sey.

Wenn der treulose Undankbare mein Land jemals betritt, sprach der Markgraf, als er diese Nachricht hörte, so harrt seiner ewige Zuchthausstrafe! Der menschenfreundliche Fürst ward nun selbst Vater der Verlaßnen, er sezte ihr eine jährliche Pension von zweihundert Thalern aus, er versprach, das Kind zu verbergen, und gebot den Eltern, die Unglückliche nicht durch Vorwürfe zu kränken, ihr vielmehr durch sorgfältige Pflege den schrecklichen Zustand auf alle mögliche Art zu erleichtern. Oft sandte er ihr Speisen von seiner Tafel, und schüttelte immer nachdenkend den Kopf, wenn er sich die seltne Liebe des Mädchens, den schrecklichen Undank des Jünglings dachte.

Die fürstliche Fürsorge reizte die nun wenigstens von Nahrungssorgen befreiten Eltern

zur grössern und mehrern Aufmerksamkeit. Um Unglück zu verhüten, welches in ihrem Zustande so leicht und möglich war, verhinderten sie es strenge, daß Sophie nicht mehr nach dem Garten gehen, nicht mehr die hohe Linde besteigen konnte, aber eben diese gute Meinung war die Ursache des schrecklichen Todes ihres unglücklichen Kindes. Sophie wollte beten, ihr Unglück, das keiner äussern Linderung fähig war, forderte diesen innern Trost mit Heftigkeit, ihr Wahnsinn verleitete sie zu den Gedanken, daß sie nur auf einem erhabnen Orte beten könne. Als ihr alter Vater, nöthiger Geschäfte wegen, abwesend war, und ihre Mutter mit einer Nachbarin an der Hausthüre sprach, verließ Sophie das Zimmer, eilte auf den Boden des Hauses, erkletterte ein Dachfenster, und wollte durch dieses bis an den Fenstern des Hauses empor klimmen. Die Nachbarn sahen es, ehe sie aber zu Hülfe eilen konnten, verlohr ihr Körper das

Gleichgewichte, sie stürzte von der Höhe herab, und lag zerschmettert vor dem starrenden Auge der bebenden Mutter.

Ich wende mein nasses Auge von dieser schrecklichen Szene; als sie dem Marggrafen bekannt wurde, seufzte er tief, und legte die Hand auf sein fühlendes Herz. Bald nachher machte er es bekannt, daß er die Leiche selbst zu ihrer Ruhestätte begleiten würde, seinem Beispiele folgte der Hof und die ganze Stadt. Es war rührend zu sehen, wie der lange Zug durch alle Gassen in krummen Linien dem Sarge der Unglücklichen nachwallte. Der Hofprediger mußte die Leichenrede halten, er wählte den Text: Er hat mich verlassen, aber der Herr nahm mich auf! Aller Augen thränten, als er begann, und manche wankende Tugend des lüsternen Mädchens ward durch seine vortrefliche Rede zum stärkern und siegenden Kampfe ermuntert. Der Marggraf

ließ das Grab der Unglücklichen mit einem Leichensteine zieren, und zahlte den trauernden Eltern die zweihundert Thaler bis an ihren Tod.

Zwanzig lange Jahre nachher, als der Körper des redlichen Fürsten schon in der Gruft seiner Väter schlummerte, langte am Rathhause der Stadt eine sogenannte Bettelfuhre an. Ein Sterbender ächzte darinne auf einem Bunde Stroh. Die Schriften, welche der Fuhrmann dem Rathe überreichte, überzeugten den leztern sogleich, daß der Sterbende der undankbare, treulose Wilhelm sei. Er war als ein Bettler im benachbarten Lande an der Strasse krank gefunden, und gemäß seiner Aussage, nach seinem Geburtsorte zur nöthigen Versorgung abgesandt worden. Wie man ihn nach dem Spitale tragen wollte, hatte er seinen fürchterlichen Todeskampf schon vollendet, er ward auf dem Gottesacker des

Zuchthauses beerdigt, niemand ging mit seiner Leiche, niemand weinte an seinem Grabe. Er ruht izt dort, wo er hätte dulden und büssen sollen! O wie gerne möchte ich den Vorhang lüften, und in das unendliche Jenseits blicken, um jeden Verführer, jeden Meineidigen mit Gewißheit zurufen zu können: Er büßt auch dort, was er hier verbrach!

Graf von L—.

Selten, sagt man im gemeinen Sprüchworte, sind die Ehen der Grossen und Vornehmen glücklich, weil sie selten aus ächter Liebe und Neigung, meistens nur aus Eigennutz und Nebenabsichten die Gehülfin wählen, welche mit ihnen Hand in Hand durchs Leben wandern, Kummer und Freude, Glück und Unglück mit ihnen theilen soll. Graf L— war unter den Wenigen, welche blos aus Neigung und Liebe wählten, der glücklichste! Als sein sterbender, sehr reicher Vater von dem jammernden Sohne die Erfüllung des einzigen Wunsches, ihn vor seinem Ende verheurathet zu sehen, mit Wehmuth heischte, da führte der Gehorsame ein sehr armes, aber schönes und tugendhaftes Mädchen vor sein Sterbe-

bette. Nur wenige Stunden hatte der Alte noch zu leben, sie waren ihm zu wichtig, um sie zur Untersuchung des Stammbaums der Braut zu verwenden, er segnete die Verlobten, und genoß in der lezten Stunde seines Lebens die Freude, seinen einzigen Sohn verheurathet zu sehen.

Der zahlreiche Adel der ganzen grossen Hauptstadt staunte über diese seltne und schnelle Heurath. Viele Mütter hatten bisher Ursache, zu hoffen, daß der ahnen- und geldreiche Graf eine ihrer Töchter zur Gemahlin wählen würde, viele Väter glaubten mit Zuversicht, daß er den Glanz ihrer zahlreichen Ahnen erkennen, und die durch ihre Verschwendung arm gemachte Tochter wieder reich und glücklich machen würde. Aller Aussichten waren nun vernichtet und verschwunden, ein unbekanntes, armes Mädchen, das nie in einer Assemblee erschienen war, war Gräfin

geworden, konnte nun alle an Glanz und Pracht verdunkeln!

Man achtete damals noch streng auf Etikette und Ahnenprobe, der zanksüchtige Neid würkte noch stärker, als diese Achtung, alle Damen beschlossen daher, daß keine unter allen, nach damaliger Sitte und Gewohnheit, die junge Gräfin in irgend einer Gesellschaft aufführen wolle, wenn ihr Gatte nicht vorher im Zirkel der Männer deutlich und klar erwiesen hätte, daß sie vom ächten Adel abstamme, und apartementmässig sei. Sie kannten die Gesinnungen des Grafen aus Erfahrung, sie wußten, daß er sich oft schon über den Stolz des Adels lustig gemacht hatte, sie hofften, daß er aus dieser Ursache, wenn er es auch vermöge, die Probe nicht leisten würde, und wollten sich dann herrlich an ihm rächen.

Graf L— war erst acht und zwanzig Jahr alt, als er sich vermählte, sein grosser Reich-

thum berechtigte ihn, frei und unabhängig auf seinen schönen Landgütern zu leben, aber sein thätiger Geist verachtete Müssiggang und lästige Ruhe, schon im achtzehnten Jahre seines Alters trat er in die Dienste seines Monarchen, stieg durch Verdienst, nicht durch Fürsprache, immer höher, nnd ward nach zwei Monaten, nach dem Tode seines Vaters, zum Präsidenten der Landesregierung ernannt. Er hatte bisher mit seiner ihn äusserst liebenden Gattin in stiller, häuslicher Ruhe gelebt, er war der Trauer wegen mit ihr an keinem öffentlichen Orte erschienen, und würde wahrscheinlich nie dort erschienen seyn, wenn ihm sein neues Amt nicht neue Pflichten auferlegt hätte. Er empfing als Präsident vom Monarchen sogenannte Tafelgelder, mußte dafür täglich an gewissen Tagen eine öffentliche Tafel geben, und — wahrscheinlich im Namen des Monarchen — den höhern Adel bewirthen. Ehe ein Monat verfloß, erschien einer dieser

Tage,

Tage, er sandte die gewöhnlichen Einladungsbillets umher, und staunte, als er eben so viele Entschuldigungen zurück erhielt. Er glaubte die Ursache zu errathen, und ging am andern Morgen zum Monarchen. Mein Fürst, sprach er im offnen Tone, ich bitte, mir die Tafelgelder nicht mehr auszahlen zu lassen, denn ich kann sie nicht benützen, man hat mir alle meine Einladungsbillets mit leeren Entschuldigungen zurückgesendet.

Fürst. Zurückgesendet? Aus welcher Ursache?

Graf. Ausdrücklich vermag ich sie nicht anzugeben, aber höchst wahrscheinlich ist's diese, daß ich ein armes Mädchen heurathete, daß ich nur ihre Tugend, ihre vortrefliche Denkungsart bewunderte, und aus Bewunderung über diese seltnen Vorzüge zu fragen vergaß: Ob sie auch einen gemahlten, mit sechszehn

Namen beschriebnen Baum von ihrem Vater geerbt habe?

Fürst. (lächelnd) So ist's also würklich wahr, was man bisher nur im Geheim munkelte, daß der Graf L—, einer der angesehensten Kavaliere meines Landes, eine Bürgerliche geheurathet habe?

Graf. (mit warmer Empfindung) Der Adel ihrer Seele ist noch grösser, als die Schönheit ihres Körpers! Ich sehe also gar nicht ein, was für ein Unterschied zwischen ihr und andern Damen statt finden könne, da sie des Grafen L—s, des fürstlichen Präsidentens Gattin ist.

Fürst. Sie sprechen mit Wärme.

Graf. Und ich glaube, auch mit Wahrheit.

Fürst. Wer war der Vater ihrer Gattin?

Graf. Er nennte sich —, stand als Hauptmann im Dienste des Königs von —, und starb auf dem Schlachtfelde zu L—.

Fürst. Eine kurze, aber ehrenvolle Biographie.

Graf. Würklich ruhmvoller, als die Lebensgeschichte manches Domherrn, manches deutschen Ritters mit zwei und dreisig dokumentirten und stiftsmäßigen Ahnen.

Fürst. (lachend) Lieber Graf, sie sind ein Sonderling, aber ich habe Sonderlinge dieser Art gerne zu Präsidenten, weil sie nur auf Verdienst, nicht auf Geburt und Zufall sehen.

Graf. Diese Antwort machte Euer Durchlaucht zum Fürsten, wenn sie es nicht schon wären.

Fürst. Ich danke, lieber Graf, und nehm's nicht als Schmeichelei, sondern als reine Empfindung ihrer Wahrheitsliebe. Aber, was werden wir nun machen? Die Tafel muß doch wie gewöhnlich gegeben werden.

Graf. (lächelnd) Ohne Gäste?

Fürst. O diese werden nicht ausbleiben! Doch warten sie — — Ich will die Sache anders ordnen! Ich werde die Tafel selbst geben, meine Einladungsbillets wird wohl niemand mit Entschuldigung zurücksenden?

Graf. O ganz gewiß nicht.

Fürst. Also auch sie nicht, denn sie müs-

sen nebst ihrer mir izt noch unbekannten Gemahlin mein Gast seyn.

Graf. Wenn ich mich nicht abermals hoch an der Etikette versündigte. Mein Weib betrauerte bis izt mit mir den Verlust eines geliebten Vaters, der kurz vor seinem lezten Augenblicke ihre Hand in die meinige legte, und unsre Verbindung kräftig segnete. Sie ist bei unsrer durchlauchtigsten Fürstin noch nicht vorgestellt worden, sie darf also ohnedies bei Hofe nicht erscheinen, wenn nicht überdies noch — —

Fürst. O ich weiß, was sie sagen wollen! Das alles entschuldigt sie nicht, ich werde mit meiner Fürstin sprechen, und sie erscheinen mit ihrer Gattin am bestimmten Tage um zwölf Uhr im Kabinete der Fürstin. Keine Ausrede findet statt! Sie müssen erscheinen!

Graf. Wenn Euer Durchlaucht ausdrücklich befehlen!

Fürst. Ja, ich befehle es! Bis dahin leben sie recht wohl!

Der Graf ging, und machte seiner Gattin den Befehl des Fürsten kund, er war ihr lästig, denn sie liebte Einsamkeit und Ruhe, und fürchtete Hohn und Verachtung der hoffärtigen Damen, doch fügte sie sich dem Willen des Gatten, dem Befehle des Fürsten. Indeß dieß alles geschah, war in allen Gesellschaften und Assembleen das Gespräch über die leere Tafel des Präsidenten in der Tagsordnung. Jeder Wizling, und dieß will ja stets jeder junge Kavalier seyn, erschöpfte sich an lustigen Einfällen. Alles lachte, wenn sie sprachen, sogar die ältesten Damen billigten vom ganzen Herzen die Rache, welche man an dem Präsidenten übte, weil sonst das üble Beispiel leicht Fol-

gen nach sich ziehen, und mancher unerfahrne Junker das bürgerliche, reizende Gesicht schöner, als das ahnen-aber auch fleckenreiche Gesicht einer stiftsmäßigen Fräulein finden, und so die Zahl der schreckensvollen Meßallianzen vermehren könne.

Der Rachetriumph mehrte sich um ein großes, als allen am andern Tage kund ward, daß der Fürst aus wichtigen Gründen bewogen worden sey, die Tafel, welche sonst der Präsident in seinem Namen geben mußte, selbst zu geben, und aus dieser Ursache würklich schon die Einladung gemacht hatte.

Seht ihr nun die Folgen der schrecklichen Meßallianz! sprachen die Alten, und blickten mit warnendem Auge ihre Söhne an, die dann und wann nach einem Bürgerhause schlichen, und die häußliche Ruhe und Glückseligkeit desselben zu zerstöhren suchten. Stolzer und

freier blickten die ahnenreichen Fräulein umher, und dankten ingeheim Gott, daß er sie in einem Stande auf die Welt sezte, der appartementmäßige Tafeln geben, Heiducken halten, und bei öffentlichen Aufzügen mit sechs Pferden fahren konnte.

Gebt acht, riefen die alten Räthe aus; welche unter dem Vorsitze des jungen Präsidenten fleissiger im Rathe erscheinen, und thätiger arbeiten mußten, er verliert nächster Tage seine Präsidentenstelle! Nichts gewissers als dieses, antworteten die Damen, da er seine vornehmste Pflicht nicht erfüllen, nicht Tafel geben kann, bei welcher wir ohne Kränkung unserer Ehre erscheinen können. Der arme, durch die unseligen bürgerlichen Reize verführte Graf wirds am Ende bereuen, wenn er verachtet und verlassen von allen aufs Land ziehen, und dort in unerträglicher Langenweile, in Gesellschaft roher Bauern seine jungen Tage ver-

leben muß. Die Rache ist schrecklich, aber er hat sie verdient, sein kühner Schritt beleidigte die Gesezze der Natur, die ausdrücklich gebieten, daß sich gleich und gleich verbinden soll, die Folgen können nicht ausbleiben!

Ich ende das Geschwäz des stolzen Unsinns, ich eile zu wichtigern, und schönern Begebenheiten: Der Graf erschien zur bestimmten Zeit mit seiner schönen Gattin im Kabinete der Fürstin. Sie war gnädig und gut, sie liebte ihren Fürsten mit Leidenschaft und Wärme, er hatte es ausdrücklich gefordert, und die Fürstin eilte mit offnen Armen der jungen Gräfin entgegen. Sie mußte Plaz an ihrer Toilette nehmen, die bescheidne Art, mit welcher sie das unerwartete Glück annahm, und zu verdienen suchte, die Richtigkeit, mit welcher sie sprach, die Wärme, mit welcher sie im Gespräche jede Wahrheit vertheidigte, die vielen Kenntnisse, welche sie in ihrem Gespräche verrieth,

erwarben ihr bald die würkliche Achtung und Freundschaft der Fürstin. Gute Seelen finden sich bald, und wissen sich noch schneller zu schätzen. Der Dank der Fürstin war daher aufrichtig, als endlich der Fürst ins Kabinet trat, und lächelnd fragte: Wie ihr die neue Gesellschaft behage? Sie ist meine Freundin worden, antwortete die Fürstin, und ich hoffe noch manche angenehme Stunden in ihrer Gesellschaft zu genüßen. Die Wahl macht also ihrem Herzen und Verstande gleich große Ehre, sprach der Fürst mit vergnügtem Blicke zum Grafen, reichte der Gräfin den Arm, und ging voran, um sie nach dem Speisesaal zu führen; die Fürstin folgte am Arme des Grafen.

Der ganze hohe Adel der Hauptstadt war im Speisesaale versammlet, die Thüren öfneten sich, und manches Gesicht bleichte, verzog sich in mächtige Falten, als es die ver-

haßte Bürgerin am Arme des Fürsten erblickte. Viele kannten sie noch nicht, ehe sie aber forschen und fragen konnten: Wer die fremde Dame sey? Ergriff die Fürstin die Hand der Gräfin, und führte sie bei allen Damen des Hofs mit der Bemerkung auf, daß dies die würdige Gemahlin des Herrn Präsidenten Grafen von L— sey, und daß sie sich glücklich schätze, ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.

Es war des Mitleids würdig, wie die staunenden Damen ihre Fassung zu erhalten suchten, nicht freundlich seyn wollten, und doch freundlich seyn mußten. Der Fürst sah zu, und lächelte. Man nahm Platz an der Tafel, die Gräfin sas an der Seite des Fürsten, der Graf neben der Fürstin. Alles schwieg, nur diese sprachen, und die Gräfin, welche izt ihren innern Werth zu fühlen begann, zeichnete sich bald auf eine äusserst vortheilhafte Art aus. Jeder der Tafelnden such-

te sich nun in sein Schicksal zu fügen, die Wunde, welche der Stolz eines jeden empfing, war groß und fühlbar, aber man eilte auch, sie eben so geschwind, als sie fühlbar wurde, zu verbinden und zu verheelen.

Viele der anwesenden Kavaliere stammleten der neuen Gräfin nach aufgehobner Tafel ihre Verehrung, und manche Dame stahl sich hin zu ihr, und ihr ingeheim zuflüstern zu können, daß sie sich glücklich schätzen würde, wenn sie sich bald ihres Besuches erfreuen könnte. Als man noch an der Tafel saß, sprach der Fürst mit einmal: Apropos! lieber Präsident, eben fällt mirs bey, daß ich sie heute des Vergnügens beraubte, den größten Theil meiner angenehmen Gesellschaft in meinem Namen zu bewirthen, ich kann und will sie dieser Pflicht nicht entbinden. Bestimmen sie also, da wir alle beisammen sind, den Tag, an welchem sie solche erfüllen wollen.

Der Graf. Ich überlasse die Bestimmung Euer Durchlaucht.

Fürst. So sey's der künftige Montag, weil an diesem eben meine Frau ihren Geburtstag feiert, ich hoffe, daß sie mich und sie auch laden werden, wir werden willig erscheinen, und diesen schönen Tag in ihrer Gesellschaft gewiß recht angenehm zubringen. Die Wahl der übrigen Gesellschaft überlasse ich ihnen, und bin dann gewiß, daß sie nur ihre und meine Freunde wählen werden!

Diese Donnerworte würkten mächtig, jeder wünschte herzlich an der Tafel Theil zu nehmen, um für einen Freund des Fürsten geachtet zu werden, daher kams, daß sich die Verachtung in so schnelle Verehrung verwandelte, daß man izt mit gröster Begierde die Freundschaft des Grafen und seiner Gattin suchte. Beide waren großmüthig genug,

nicht Gegenrache zu üben, sie genossen den verdienten Triumph im Stillen, und kamen jeden, der sich ihnen nahte, mit Freundlichkeit entgegen. Jeder, welcher geladen zu werden wünschte, wurde geladen, und dies verpflichtete wenigstens alle zur äußerlichen Hochachtung, zum innerlichen Danke.

Fürst und Fürstin bemühten sich, am bestimmten Tage die Gräfin aufs neue unter allen Damen auszuzeichnen, und diese Bemühung war die Ursache, daß man ganz zu vergessen schien: Wer sie einst war? nur darauf achtetete: Was sie ist sey? Der Graf genoß als Präsident das volle Zutraun seines Fürsten, seine Tafel ward immer zahlreich besucht, und die Gräfin erschien nun, ohne aufgeführt zu werden, an allen öffentlichen Oertern, und in allen Gesellschaften bei Hofe, wurde überall hoch geschäzt und geehrt, weil die Fürstin sie als Freundin liebte. Freilich wurde im gehei-

men, vertrauten Zirkel noch oft der Name der guten Gräfin eitel genannt, und bitter über das allzu leutselige Betragen des fürstlichen Paars glossirt! Freilich gabs noch viele hochadliche Herren und Damen, welche diese Handlung als eine Verlezzung der theuer beeideten Landesverfassung, als einen Eingriff in die Rechte des Adels, als einen despotischen Machtspruch schilderten, aber alle kamen doch darinne überein, daß man dem reissenden Strome nicht widerstehen könne, und auf gelegnere Zeit harren müsse, bis man diese unverdiente, höchst kränkende Demüthigung rächen könne.

Es verflossen acht lange Jahre, und die so oft gewünschte, so sehnlich erwartete Gelegenheit zur Rache erschien nicht. Immer mehrte sich das Vertrauen des Fürsten gegen den Grafen, die Freundschaft der Fürstin gegen die Gräfin. Man hatte geduldig zusehen

müssen, wie der Fürst zwei der unadlichen Bastarden, mit welchen die Gräfin ihren Gatten erfreute, auf eigner Hand zur Taufe trug, und sie durch seinen Namen hoch adelte. Man hätte gerne den Ruf der Gräfin durch den Verdacht befleckt, daß der Fürst seine Ursachen zu dieser so auszeichnenden Handlung haben müsse, wenn nur er oder die Gräfin irgend einen möglichen Scheingrund zu dieser Vermuthung geliefert, die leztere nicht selbst durch ihre ausserordentliche, überall hervorleuchtende Liebe gegen ihren Gatten derselben geradezu widersprochen hätte. — — Kurz zu seyn: Man bemühte sich würklich schon, das eingebildete, geduldete Unrecht zu vergessen, als mit einmal die so sehnlich erwartete Gelegenheit zu nahen schien, die schlafende Rache weckte, und die Kämpfer zum allgemeinen Kampfe vereinte.

Ein fremder Kavalier erschien um diese Zeit bei Hofe, er und seine würklich sehr schöne

und

und reizende Schwester suchten bei dem Fürsten die Wohlthat zu erlangen, einen in einer reichen Erbschaft nach aller Form Rechtens verlohrnen Prozeß wieder zu erneuern, und durch grössere, neue Beweise zu ihrem Vortheile zu lenken. Der Fürst begegnete in jeder öffentlichen Gesellschaft dem fremden Kavalier, noch mehr aber seiner schönen Schwester mit besonderer Achtung, und gab endlich, ungeachtet der Präsident es wiederrieth, und die neuen Beweise als geringfügig verwarf, die ausdrückliche Erlaubniß, daß der Prozeß vom Neuen beginnen, und die völlige Entscheidung ihm selbst vorbehalten sein solle.

Schon diese sonst ganz ungewöhnliche Entscheidung des Fürsten gab Ursache zum Nachdenken, dies vermehrte sich noch weit stärker, als man deutlich gewahrte, daß der Fremde samt seiner Schwester sehr grossen Aufwand mache, da es doch allgemein bekannt war, daß

beide wirklich sehr arm wären, nur von der Hofnung des neuen, unsichern Prozesses lebten. Man spürte eifrig der Quelle des so unerwarteten Anfwands nach, und eilte, als man sie entdeckt zu haben glaubte, mit gröſter Begierde zur anscheinenden Favoritin, um theils aus ihrer Bekantschaft künftigen Nutzen zu ziehen, theils aber auch Gelegenheit zu finden, sich durch diesen so mächtigen Kanal an dem Präsidenten und seiner Gattin nachdrücklich zu rächen. Die fremde Dame schien ganz in das Komplot einzustimmen, weil sie auf der weiten, grossen Erde bisher nichts auszeichnendes und kein anderes Eigenthum als ihren ahnenreichen Adelsbrief besessen hatte, diesen einzigen Reichthum daher über alles schätzte, und bei jeder Gelegenheit von ihren glorreichen Vorfahren sprach.

Als die Fremde sich lange genug mit Beweisen erschöpft hatte, daß der Adel ihres

Vaterlands so etwas nicht dulden würde, als sie mit vielem Witze beigefügt hatte, daß man nun wohl die Ursache einsehen könne: Warum der Präsident einer so uralten, ansehnlichen Familie die reiche Erbschaft ab, und einer weit geringern, weit ahnenärmern Familie zugesprochen habe? trat ihr Bruder in den zahlreichen Zirkel, welcher sich um sie versammelt hatte. Aber sagt mir nur, sprach er im bramarbasirenden Tone, ihr Herrn und Damen insgesamt: Ob denn keiner unter euch allen den edlen Stolz besaß, diese grosse Beleidigung zu ahnden und zu rächen.

Einige. Sollten, konnten wir gegen den Willen des Fürsten handeln?

Der Fremde. Nicht gegen diesen, sondern gegen das Bürgermädchen, welches sich so gewaltsam in eure geschloßnen Gesellschaften eindrängt, und jeden ehrliebenden Aus-

länder verhindert, daran Theil zu nehmen. Hätte ich von der abscheulichen Meßallianz nur ein Wort erfahren, ich hätte an des Präsidenten Tische nie einen Bissen gegessen, in seinem Hause keine Karte angerührt. Wo Gewalt nichts vermag, da muß List siegen! Wäre ich ein Mitglied eures Bundes, schon längst hätte die Bürgerliche aus der Gesellschaft weichen, und daheim es tief fühlen müssen, daß man eine hohe Treppe nicht überspringen, sondern nur Stufenweisse ersteigen muß. (Alle Anwesende zukten die Achseln.) Wartet, nur wartet, ich wills euch lehren, wie man in dergleichen Fällen handeln muß. Morgen ist Spiel bei Hofe, ists möglich, daß ich mich zum Tische der Frau Bürgerin drängen kann, so sollt ihr alle eure Freude erleben, wie ich blos durch Witz und treffende Anspielungen das stolze Ding demüthigen will. Ich wette, was ihr wollt, sie wird, sie muß es fühlen, und sollte die bürgerliche Haut für

feine Stiche nicht reizbar genug sein, so wiederholt man sie stärker, bis sie's fühlt, und sich demüthiglich in ihr Schneckenhaus zurückzieht!

Alles lachte, alles freute sich auf diese herrliche Szene, nur einige wenige gaben absichtlich dem Fremden den wohlmeinenden Rath, zu überlegen und zu bedenken, daß solch ein Scherz leicht die Ungnade des Fürsten und der Fürstin nach sich ziehen könne, als aber der Fremde mit einem sehr bemerkbaren Seitenblick auf seine Schwester versicherte, daß der Fürst eines solchen Bagatells wegen, ihm seine Gnade nicht entziehen würde, und die Schwester überdies impertinent genug war, ihres Bruders Behauptung mit einem geheimnißvollen Lächeln zu bestätigen, so wußte man, was man wissen wollte, und war nun überzeugt, daß die Rache gelingen würde.

Aller Augen ruhten auf dem Fremden, als er am andern Tage sich kühn zum Spieltische der Präsidentin drängte, und von der Gefälligen sogleich die Erlaubniß erhielt, an ihrem Spiel Theil zu nehmen. Wider Gewohnheit wurde an den benachbarten Tischen äusserst zerstreut gespielt, man sprach kein Wort, weil man gerne hören wollte, wie der stolze Fremde sein Wort erfüllen würde. Das Tarokspiel war dazumal noch nicht in die Bürger- und Bierhäuser verbannt, man spielte es häufig bei Hofe, und die Präsidentin spielte es eben mit ihrer Gesellschaft. Nach einigen still durchspielten Parthien ereignete sich der Zufall, daß die Präsidentin eben eine skisirte Kavallerie ansagte, als der Fremde eine wirkliche und natürliche besaß.

Um Verzeihung, sprach dieser im lächelnden Tone, als sie solche vorzeigte, diesmal muß mir ihr Bruder der Monsieur Ekis den

Vorzug gönnen, denn ich habe eine natürliche Kavallerie.

Die Präsidentin. (im lächelnden, unschuldigen Tona) Seit welcher Zeit ist denn der Skis mein Bruder geworden?

Der Fremde. (seine Karten ordnend im hingeworfenen Tone) Seit acht Jahren Madam!

Die Präsidentin. Wie so?

Der Fremde. (im gleichen Tone fortsprechend) Der Monsieur Skis ist ein rechtkühner Kerl, er mengt sich in alles, giebt sich izt eben für eine Dame aus, und ist doch weiter nichts als ein ganz gemeiner Geselle, den man nur im Nothfalle dazu brauchen kann. Es ist mir herzlich lieb, daß ich eben den Hoffärtigen demüthigen, und ihm beweisen

kann, daß eine wirkliche Dame weit mehr sei, als eine fikisirte Dame. (die Präsidentin anblickend) Madam, sie spielen aus!

Sie thats, ohne ein Wort zu sprechen. Ihre Wangen waren hoch geröthet, ihr niedergeschlagnes Auge ruhte auf den Karten. Dies vermehrte den Triumph der Anwesenden, welche das Gespräch deutlich gehört hatten, und es nun mit stillem Hohngelächter von einem Tische zum andern verbreiteten. Die Präsidentin spielte noch einige Zeit fort, endlich endigte sie das Spiel unter einem Vorwande früher als gewöhnlich. Wie sie die gebrauchten und verlohrnen Marken gegen Geld auswechseln wollte, entfiel ihrer merkbar zitternden Hand ein Dukaten, sie bückte sich darnach, und suchte ihn unter dem Tische. Der Fremde, welcher aus Prahlsucht einen grossen Pack Banknoten herausgezogen hatte, um seine kleine Spielschuld zu bezahlen, ergrif sogleich

eine Banknote von hundert Thaler, drehte sie in Gegenwart vieler hinter ihm stehenden Kavaliers in die Gestalt eines Fidibus zusammen, zündete solche behende an der Wachskerze an, und leuchtete damit der ihren Dukaten suchenden Gräfin.

Alles schrie und lachte, man war sogar so kühn, der Gräfin am Ende den herrlichen Gedanken zu erzählen, und das Noble und Erhabne desselben zu loben.

Die Präsidenten entfernte sich stillschweigend, und eilte nach Hause. Wie ihr Gatte, dem eine längere Parthie am Spieltische gefesselt hatte, auch heimkehrte, wischte sie die Thränen aus ihren Augen, und ging ihm mit der gewöhnlichen Freundlichkeit entgegen. Du suchst mir, sprach dieser im ernsten Tone, vergebens deine Thränen zu verbergen, sie fliessen gerecht, und mein ist die Pflicht, sie

zu stillen, und den Schimpf zu rächen. Ungeachtet sich die Gräfin alle Mühe gab, ihren Gatten zu besänftigen und zu bewegen, daß er um ihrer willen nicht Zank und Streit suchen, nicht Genugthuung fordern möge, so bestand er doch hartnäckig auf lezterer, nur verschwieg er ihr die Art, wie er sie fordern würde.

Wie der Tag anbrach, verließ er sein Lager, auf welchem er die Nacht schlaflos durchwacht hatte, und ging unter dem Vorwande, daß er wichtige Geschäfte habe, nach seinem Kabinete. Er schrieb einen Brief, und sandte den Kammerdiener damit fort, der erst nach einigen Stunden die Rückantwort überbrachte. Er las sie mit merkbarem Vergnügen, blieb einige Zeit im Kabinete allein, und wollte eben seine Kinder besuchen, als ein Leibhusar des Fürsten erschien, und ihn schnell nach Hofe berief. Der Fürst empfing ihn mit ernstem

Blicke. Sie haben, sprach er, den fremden Grafen R— herausgefordert?

Graf. Ja, Euer Durchlaucht! (mit festem Tone) Ich kanns nicht läugnen!

Fürst. Er hat versprochen zu erscheinen?

Graf. Ja, Euer Durchlaucht.

Fürst. Aber ich habe es ihm verboten, und verbiete es auch ihnen bei größter Ungnade, bei schärfster Ahndung! Dem Fremden verdenke ich es nicht, daß ers zusagte, wie man ihn forderte, aber ihnen — ihnen muß ichs doppelt verdenken. Kennen sie die Gesetze meines Landes nicht? Ich würde es nicht wagen, den Chef und Vertheidiger derselben auf diese Art zu fragen, wenn er es nicht selbst gestanden hätte, daß er sie mit so festem Vorsatze verletzen wolle. Nur ihr unbedingter Gehor-

sam kann die That vergessen machen, sonst müßte ich sie ahnden und rächen.

Graf. Euer Durchlaucht haben recht, ich fühls, daß ich die Würde meines Amtes kränkte, und mich dessen ganz unwürdig machte. Ich bitte daher Euer Durchlaucht unterthänigst, mich meines Amtes zu entlassen.

Fürst. (zornig) Ist das ihre ernstliche Bitte?

Graf. Noch nie bat ich so dringend, so ernstlich!

Fürst. Sie sei ihnen gewährt.

Graf. Ich danke innigst und demüthigst.

Fürst. Aber glauben sie nicht etwan, daß diese stolze Entsagung meines Dienstes sie

berechtigt, nur den Gedanken eines Duelles auszuführen. Ich untersage es ihnen aufs neue, und versichere sie auf Wort und Ehre, daß ich ernste Maasregeln ergreifen, daß ich sie zeitlebens auf eine Festung setzen würde, wenn sie nur Mine machen würden, mein strenges Verbot zu übertreten.

Graf. Ah, das ist hart! Ah, das hat der rastlose Eifer im Dienste meines Fürsten nicht verdient!

Fürst. Ich spreche izt nicht mit dem würdigen Präsidenten meines Landes, sondern mit dem Kühnen, der meine Gesetze mit Füssen treten will. Als dieser muß es ihnen angenehm seyn, wenn der Fürst nur warnt, wenn er strafen könnte. Was hat ihnen denn der Graf gethan, daß sie zu einer so verwegnen Rache schreiten wollen?

Graf. Er hat meine Gattin beleidigt.

Fürst. Wer weiß — —

Graf. Er hat meine Gattin tief beleidigt.

Fürst. So wie ich von allen gegenwärtigen Zeugen, denen ich glauben kann und glauben muß, erfahren habe, so wars mehr Begierde, durch Witz zu glänzen, als eigentliche Absicht, ihre Gattin zu beleidigen. Schon aus dieser Rücksicht verdient die ganze Sache Vergessenheit, die ich ihnen dringend anempfehle.

Graf. So etwas kann, darf ich nicht vergessen. Meine Ehre erlaubt es nicht.

Fürst. Ein wahres Vorurtheil!

Graf. Sei's ein Vorurtheil, aber die Welt achtet einmal darauf, und ich will nicht der einzige seyn, der's zu vernichten wagt.

Fürst. Sie sind ein Sonderling! Verzeihen sie, daß ich es sagen muß, sie sind ein Undankbarer! Sie haben sich kühn über ein weit stärkeres Vorurtheil hinweggesezt, als sie heuratheten; es kostete mir Mühe und Arbeit, ihren Schritt zu vertheidigen, und izt, da ich ein billiges Vergeltungsrecht, die Ueberwindung eines weit kleinern und obendrein sträflichen Vorurtheils fordere, bestehen sie auf ihrem Vorsatze.

Graf. Darf ich mich entfernen?

Fürst. Nein! sie müssen mich weiter hören.

Graf. Der Fürst spreche, der treue Unterthan hört.

Fürst. Ich erwarte dies. Können sie es dem fremden Grafen wohl verdenken, wenn

auch er auf sein Vorurtheil stolz ist, und es zu vertheidigen sucht?

Graf. O ich verdenke es ihm gar nicht, und hoffe gleiche Billigkeit von ihm.

Fürst. Sie wandeln wieder auf einem verbotnen Schleichwege.

Graf. Euer Durchlaucht zwangen mich dazu.

Fürst. (mit Güte) Ich will sie auf die grade Strasse zurückführen, will vergeben und vergessen, will selbst Gelegenheit zur Versöhnung machen. Werden sie solche ausschlagen?

Graf. Nein! wenn Graf R— in eben der zahlreichen Gesellschaft, in welcher er meine Gattin beleidigte, mich und sie öffentlich um Vergebung bittet. — —

Fürst. O sie verlangen Unmöglichkeiten!

Graf.

Graf. Eine sehr leichte Möglichkeit, wenn ihm anders sein Leben nicht gleichgültig ist.

Fürst. (sehr zornig) Genug und übergenug! Binnen einer Stunde werden sie die Residenz verlassen, ihre Frau wird ihnen in so viel Tagen folgen. Sie werden nie da, wo ich bin, nie mehr vor meinem Angesicht erscheinen! Gehen sie, und wenn ihnen Reue anwandelt, so bedenken sie, daß sie diese Strafe durch ihre Hartnäckigkeit verdienten.

Graf. Ich danke! Ich danke! Darf ich mich izt entfernen?

Fürst. Gehen sie! Gehen sie auf immer!

Der Graf ging. Unterdrückter, gehemmter Zorn und Begierde nach Rache leitete seine

Bayerische Staatsbibliothek München

Schritte, wurde Meister seiner Vernunft, welche die schrecklichen Folgen nicht mehr erwägen konnte. Ohne eigentlichen Vorsatz, ohne es selbst zu wollen, trat er in die Wohnung des fremden Grafen, in dessen Zimmer sich eben eine zahlreiche Gesellschaft befand, welche gekommen war, ihm Glückwünsche über seine heroische That, über seinen glänzenden Witz zu machen, und zu fernern Thaten anzufeuern. Eben schwur er hoch und theuer, daß er nicht rasten, nicht ruhen würde, bis er die bürgerliche Präsidentin aus allen Gesellschaften verdrängt habe, als der Präsident ins Zimmer stürmte. Der stolze Bramarbas erbleichte, und seine eben so niedrig denkenden Schmeichler zogen sich zurück.

Graf L—. Haben sie meinen Brief erhalten?

Graf R—. Ich habe, ich habe auch geant-

wortet, allein der Fürst hat's ausdrücklich untersagt, und ich — —

Graf L—. Und sie sind ein feigherziger Schurke, der wohl wehrlose Weiber beleidigen kann, aber dem Manne nicht Rede stehen will.

Graf R—. Herr Graf! Herr Präsident!

Graf L—. Sie haben meine Ausforderung absichtlich bekannt gemacht, damit der Fürst sie erfahre und verhindere. Sie sind ein zaghafter Bube: Rächen sie diesen Schimpf, wenn sie Muth haben.

Graf R—. (zu den Gästen) Meine Herren, verhindern sie Unglück — —

Graf L—. Schurke! zieh!

Er drang mit dem Degen auf ihn ein, Graf R— zog den seinigen, aber er vertheidigte sich nur schwach, furchtsam und ungeschickt, ehe die Anwesenden Muth faßten, die Streitenden zu hindern, sank Graf R— röchelnd zu Boden, ein Stich durch die Lunge raubte ihm in zwei Stunden das Leben. Niemand wagte es, den wüthenden Grafen L— anzuhalten, als er sich, wie Graf R— zu Boden sank, eilend entfernte.

Wie das Blut aus der Wunde des Ermordeten hervorströmte, entfloh hohnlachend die gesättigte Rache, Zorn und Wuth folgten, und überliessen den Thäter der rückkehrenden Vernunft. Diese rieth zur schnellen Flucht, er hatte, ehe er zum Fürsten berufen wurde, zu satteln geboten, er erinnerte sich izt dieses Befehls, eilte nach Hause, schwang sich auf das bereitstehende Roß, und jagte unaufhaltsam von dannen. Er liebte sein Weib aufs

innigste, er war der zärtlichste Vater seiner Kinder, aber Furcht, Angst und Reue erlaubten ihm nicht, beide noch einmal zu sehen und an sein Herz zu drücken, er war überzeugt, daß er sich nicht von ihnen trennen könnte, wenn er ihr Flehen hörte; er wußte, daß der Rabenstein sein Todenbette werden müsse, wenn er bliebe; er eilte fort, um sich vor diesem schmählichen Tod zu retten, und seinem Weibe grössern Jammer, seinen Kindern Schande zu ersparen.

Erst nach zwei Stunden erfuhr der Fürst die That und des Grafen R—s Tod mit einmal. Er wüthete und raßte, er schwur hoch und theuer, daß er beides streng rächen würde. Nicht allein Gerechtigkeitsliebe, sondern auch eine heftige Leidenschaft war die Urheberin dieses Schwurs. Die Späher seiner Handlungen hatten gut und weise geurtheilt; er liebte die fremde Gräfin innig und zärtlich, er suchte

ihre Gegenliebe durch prächtige Geschenke, durch noch grössere Versprechungen zu gewinnen. Sie nahm beides, aber sie widerstand, und fachte dadurch die Flamme noch heller an.

Als er sich am Morgen nach ihrer Wohnung schlich, durch neue Geschenke nur einen Kuß erbetteln wollte, trat ihr Bruder, der Graf N—, mit bleichem Angesichte ins Zimmer, sprach heimlich mit ihr, und übergab ihr das schreckbare Ausforderungsbillet des Grafen L—. Sie versprach den Furchtsamen Vermittlung, und er ging mit leichtem Herzen von dannen. Als er fort war, erzählte die Listige dem verliebten Fürsten alles, versprach ihm sechs freiwillige Küsse, ließ ihn noch mehrere hoffen, wenn er die Sache so vermittle, daß der Präsident schweigen müsse, und ihr Bruder seines Scherzes wegen der Todesgefahr entrissen würde.

Der Fürst gab sein Wort, glaubte es durch die Entfernung des Präsidenten ganz erfüllt zu haben, und wollte eben wieder zur Gräfin eilen, um die Früchte seiner Bemühung zu erndten, als ihm diese schreckliche Nachricht ward. Um seine Unschuld zu beweisen, um darzuthun, daß er sein Wort getreu erfüllte, und endlich die betrübte Schwester zu trösten, fuhr er zum erstenmale öffentlich nach der Wohnung der Gräfin. Sie weinte, als sie aber den Fürsten erblickte, stockten ihre Thränen, sie ergrif seine Hand, und führte ihn stillschweigend nach dem Zimmer des Ermordeten. Dies war, sprach sie im furchtbaren Tone, mein Bruder, der Präsident war sein Mörder. Wenn dieser auf dem Rabensteine geblutet hat, wenn sein Weib sammt ihrer verfluchten Brut an fremden Thüren um Brod bettelt, dann. Fürst, spreche ich wieder mit ihnen, dann bin ich ganz die Ihrige. Wenn aber der Ruchlose nicht blutet, wenn sein Weib und seine Kinder nicht betteln, so sei das

Wort, welches ich mit ihnen ferner spreche, das lezte, welches mein Mund auszusprechen vermag. Ich schwörs bei der Leiche des geliebten Bruders, ich wills halten all mein Lebelang! Mit diesen Worten entschlüpfte sie der Hand des Fürsten, und war nicht mehr zu bewegen, die Thüre ihres verschloßnen Kabinets zu öfnen.

Der sonst so gütige, so menschenfreundliche Fürst liebte innig, liebte äusserst heftig. Diese Leidenschaft, die zwar oft schmachtet, aber auch raßt und wüthet, wenn sie Widerstand findet, leitete izt seine Handlungen, die überdies in Eile und Hitze ausgeübt wurden. Noch saß die arme Gattin, unbekannt mit allen, in ihrem Zimmer, sah dem Spiele ihrer Kinder zu, als Abgesandte des Fürsten eintraten, ihr ohne Schonung die rasche That ihres Gatten, und zugleich den strengen Befehl des Fürsten bekannt machten, daß sie das ganze Haus durch-

suchen, den Thäter ohne Schonung arretiren, und in jedem Falle sein ganzes Haab und Eigenthum versiegeln sollten.

Die Arme zitterte und bebte, sie hatte kurz vorher geweint, weil der Graf so lange nicht heimkehrte, und sie seinen Vorsatz ahndete; izt bat sie innig Gott, daß er seine Schritte von ihr entfernen möge, und dankte ihm inbrünstig, als ihr ein treuer Diener, der ihre Sorge errieth, heimlich zuflüsterte, daß der Graf schon zwei Stunden vorher auf seinem schnellsten Reitpferde ausgeritten, und wahrscheinlich entflohen sei. Man untersuchte strenge, und erstattete, wie man ihn nicht fand, Bericht. Die Wuth des Fürsten ward dadurch hoch gereizt, alle seine Husaren mußten aufsitzen, und mit Steckbriefen in der Hand das Land durchjagen. Die Post hatte nicht Pferde genug, um alle Kuriere zu fördern, welche mit den dringendsten Ersuchschreiben in die benachbarten

Staaten abgesandt wurden, um den Mörder anzuhalten und auszuliefern. Alle Häuser der grossen Stadt wären streng durchsucht worden, wenn nicht Zeugen aufgetreten wären, und ausgesagt hätten, daß man den Grafen durchs Thor jagen sah. Ehe eine Stunde verfloß, erscholl in der ganzen Stadt die Nachricht, daß man den Unglücklichen, welcher eine halbe Stunde vor der Stadt mit seinem Pferde stürzte, und sich den Fuß verrenkte, in einer Bauernhütte, wo er sich verbergen wollte, entdeckt und nach dem Gefängnisse zurückgeführt hatte.

Schrecklich war diese Nachricht für seine Freunde, noch schrecklicher für seine Gattin, die nur deswegen aus einer Ohnmacht geweckt wurde, um in eine neue und stärkere sinken zu können. Alle Bürger liebten den gerechten Präsidenten, viele vom Adel mußten ihn verehren, und bemitleideten ihn izt würklich, da

da es so weit mit ihm gekommen war. Trauer und stiller Ernst war daher in der Stadt allgemein, nur der Fürst, welcher doch ehemals sein Beschützer, sein Freund war, jubelte, als er seine Gefangenschaft vernahm, vergaß alles andere, und verließ die Tafel, an der er eben saß, um zur Schwester des Ermordeten zu eilen, und ihr den Erfolg seiner Bemühung kund zu machen.

Er ward wider Vermuthen vorgelassen. Im schwarzen Kleide, das ihre Schönheit um vieles erhöhte, saß sie auf dem Sopha, hörte seine Erzählungen stillschweigend an, schien zu lächeln, beantwortete aber keine seiner Fragen, und war nicht zu bewegen, nur ein Wort mit dem verliebten Fürsten zu sprechen. Ob ich gleich nur ein Weib bin, schrieb sie, als er anhaltend flehte, auf ein Stückchen Papier, so werde ich doch gleich dem stärksten Manne meinen Schwur halten und treu erfüllen.

Mehr konnte der Fürst nicht erhalten, er eilte mit dem festen Vorsatze fort, um diese Erfüllung nach Kräften zu befördern.

Mit einer Eile, die ganz der heftigsten Rache, aber nicht der ächten Gerechtigkeitsliebe ähnlich sah, ward von ihm noch am nemlichen Tage eine besondere Kommission niedergesezt, welche den ernsten Auftrag erhielt, die That des Unglücklichen nach aller Strenge zu untersuchen, und würde sie wahr befunden, das Todesurtheil und die Konfiskazion seines ganzen Vermögens sogleich auszusprechen. Alle Mitglieder dieser Kommission waren als Feinde und Neider des Grafen allgemein bekannt, nur Vorsatz, nicht blosser Zufall konnte sie vereint haben, und da der Fürst ausdrücklich erklärt hatte, daß man nur die Wahrheit der That untersuchen, sich nicht an Formalien binden solle, so wars sehr leicht zu begreifen, wie die Kommission schon

binnen drei Tagen dem Fürsten nebst den geschloßnen Akten auch das Todesurtheil und den Befehl zur Vermögenskonfiskazion vorlegen konnte.

Der unglückliche Graf hatte die Untersuchung durch sein freiwilliges Geständniß sehr erleichtert, er appellirte an die Gnade seines Fürsten, aber sie ward verweigert, und Todesurtheil und Befehl sogleich unterschrieben. Indeß der Fürst zu seiner Geliebten eilte, um für diese Nachricht einen günstigen Blick zu erndten, eilten die Kommissairs in das Haus der unglücklichen Präsidentin. Hofnung, den Theuern zu retten, hatte sie aus ihren Ohnmachten geweckt, Begierde, sein Leben zu fristen, hatte sie durch diese angstvollen Tage aufrecht erhalten. Sie ließ unter dieser Zeit nichts unversucht, um ihren edlen Zweck zu erreichen; sie flehte bei dem Fürsten um Audienz, er verweigerte sie strenge, sie suchte oft

in seine Gemächer zu dringen, aber die aufmerksame Wache vereitelte jede ihrer Bemühungen, sie wollte zu ihrer Freundin, zur gütigen Fürstin eilen, aber auch hier versagte ihr die Wache den Zutritt, und ob sie gleich täglich auf Gelegenheit lauerte, die Fürstin auf einem ihrer gewöhnlichen Spaziergänge zu sprechen, so ward ihr doch am Ende die traurige Nachricht, daß der Fürst seiner Gemahlin sehr streng begegne, und jeden Spaziergang untersagt habe. Eben sah sie mit größtem Verlangen einer Antwort auf einen Brief entgegen, den eine alte Kammerfrau, durch ihre Thränen erweicht, der Fürstin heimlich zu übergeben, versprochen hatten, als die Kommissäre in ihr Zimmer traten, und der Unglücklichen ohne Schonung bekannt machten, was der Fürst kurz vorher unterzeichnet hatte.

Ihre Kräfte wichen, sie sank leblos zur Erde, aber Angst und nahende Verzweiflung riß sie wieder auf ihre Knie empor, sie streckte ihre Arme fürchterlich in die Höhe, und flehte mit zitternden Lippen, mit stammelnden Worten Gottes Allmacht und Barmherzigkeit zu ihrer Rettung herab. Sie schiens nicht zu achten, nicht zu fühlen, als man auch noch das Wenige, was man anfangs für ihr Eigenthum erkannte, mit Siegeln belegte, sie folgte willig, wie man ihr kund machte, daß sie ein Haus, welches auf fürstlichen Befehl konfiszirt sey, verlassen müsse.

Einer ihrer alten, aber auch treusten Diener, leitete sie nach seiner elenden Wohnung, sie führte ihre Kinder am Arme, und blickte mit starrem Auge zum Himmel empor. Eine Menge Volks folgte der Leidenden mit thränendem Auge, mit gerührtem Herzen. Schon wähnte der treue Diener, daß ihre

Vernunft ein Raub des Jammers geworden sey, als sie nach einer langen Stunde aus ihrer Starrsucht erwachte, und ihn dringend bat, zur alten Kammerfrau der Fürstin zu eilen, und anzufragen: Ob noch Hofnung für sie auf Erden grüne? Der Greis eilte fort, und kehrte athemlos mit einem Briefe zurück, welchen er von der Kammerfrau erhalten hatte. Es war die einzige Hofnung, an der ihr Herz hing, die sie noch auf Erden erwarten konnte, sie grif sehnsuchtsvoll und hastig darnach, und las folgendes:

„Erst izt, theure Freundin und Gefährdin des Jammers, fühle ich mein eignes Unglück vollkommen, da es mich so deutlich überzeugt, daß ich nicht einmal mehr fähig sey, anderer Thränen zu stillen, da ich nur die meinigen mit den ihrigen vermischen kann. Schon ehe ihr Flehen zu meinen Ohren drang, und mein Herz schrecklich preßte, wagte ich

es,

es, den Fürsten dringend zu bitten, Gnade für Recht ergehen zu lassen, den armen Waisen einen Vater, der jammernden Gattin einen geliebten Gemahl zu erhalten, aber ich bat, ich flehte vergebens! Freundin! Es ist schrecklich, aber es ist eben so wahr! Ich habe die Liebe meines Gatten verlohren, eine andere fesselt sein Herz, und füllt es mit Rache. Wie kann, wie soll der Uebersatte die Bitte seines Weibes hören, wenn die Allgeliebte, die immer stärker reizende Schwester des Ermordeten unaufhörlich nur blutige Rache heischt! Ich trage mein hartes Schicksal mit Geduld und Standhaftigkeit, kein Sterblicher soll sich rühmen, meine Thränen zu sehen, sollten sie in Zukunft mein empfindsames Auge zu hart pressen, so werden sie nur in Gegenwart des Allwissenden strömen, der mein Leiden kennt, der entscheiden mag: Ob mir dort dafür Lohn gebührt? Ich würde ihnen gleichen Rath ertheilen, wenn ihr schreck-

liches Unglück einer solchen Standhaftigkeit fähig wäre! Ich blicke vergebens nach Rettung umher, ich sehe nur einen Weg, der dahin leitet. Es fällt meinem Stolze hart, sie darauf zu führen, aber es gilt das Wohl und Leben guter Menschen, und der Stolz muß weichen. Ein Wort der Schwester des Getödteten, welches nur einer Bitte ähnlich lautet, wird den Fürsten zur Gnade bewegen. Sie ist ein Weib, sie muß auch ein Herz haben. Wird dies dem Flehen der Gattin, dem Wimmern der unschuldigen Kinder widerstehen können? Versuchen sie dies Mittel, vielleicht harrt die zur Rache gereizte Schwester auf diesen Schritt, sie sind schuldig, ihn zu thun, da ihr unglücklicher Gatte ihr würklich einen geliebten Bruder raubte, der wohl Strafe, aber nicht Tod verdiente. Lassen sie mir in jedem Falle die Würkung meines Raths durch den bekannten Kanal erfahren, damit ich — wenn allzugroßes Unglück ihre Kräfte mindert,

wenigstens den Trost genüße, fernere Hülfe zu suchen, wenn Hülfe noch möglich ist."

Der Anfang dieses Briefs raubte dem Herzen der Leidenden allen Trost, das Ende desselben füllte es mit neuem, auch sie hofte, daß ihr Flehen das Herz der Rachbegierigen erweichen, und zur Fürbitte bewegen würde. Sie ergriff ihrer Kinder Hand, und eilte nach der Wohnung der Gräfin. Ihr müßt flehen, ihr müßt für euern Vater bitten! sprach sie zu jenen, als sie diese betrat. Ein Bedienter, den ihre Thränen rührten, führte sie ins Vorgemach, und meldete sie. Ich will, ich mag die Frau des Mörders, die Urheberin meiner Thränen nicht sehen! erschollS durch die halbe ofne Thüre ins Ohr der Leidenden.

Haben sie Erbarmen mit der Unglücklichsten ihres Geschlechts! rief diese im verzweif-

lungsvollen Tone aus, und drang ins Gemach der Gräfin. Sie hatte im Gehen die Worte geordnet, mit welchen sie das Herz derselben erweichen wollte, izt hemmte die Grösse ihres Leidens die Organe der Sprache, sie stürzte wimmernd zu den Füßen der Gräfin nieder, sie umklammerte ihre Knie, sie wollte sprechen, und vermochte es nicht. Die armen Kinder knieten hinter ihr, hoben ihre Hände in die Höhe, und weinten laut. Weg von mir, Schlange! Weg von mir! Natterbrut! schrie die Gräfin, entriß sich den Händen der Bittenden, und entschlüpfte in ihr Kabinet, das sie fest hinter sich verriegelte.

Einige Bedienten schleppten die Jammernde ins Vorgemach, und überließen sie dort der Verzweiflung zum Raube. Bald hernach wankte sie heim, schrieb einige zitternde Zeilen an die Fürstin, und wollte

eben — was ihr bisher noch nie gelungen war — aufs neue versuchen: Ob sie nicht wenigstens ihren unglücklichen Gatten noch einmal sehen und sprechen könne? als ein Kommissär des Fürsten erschien, sie sammt ihren Kindern nach einem Wagen führte, und mit ihr nach dem Rathhause fuhr, wo man ihr zwar auf seinen Befehl ein anständiges Zimmer öfnete, aber auch zugleich kund machte, daß sie bis auf weitere Entscheidung eine Gefangne sey.

Die rachsüchtige Gräfin R — war die Ursache ihres neuen Kummers, diese Furie beobachtete noch immer in Gegenwart des Fürsten ein strenges Stillschweigen, aber, wenn sie etwas von dem Verliebten erhalten wollte, so schrieb sie ihm, und war dann des Erfolgs gewiß. Der lezte ihrer Briefe, enthielt die Drohung, daß sie augenblicklich abreisen werde, wenn man die Frau des Mör-

ders nicht hindere, sie ferner plagen zu können, und die Aermste wurde sogleich arretirt, um die Möglichkeit eines neuen Versuchs zu hindern. Hier duldete und schmachtete sie dem schrecklichen Tage entgegen, an welchem ihr Gatte auf dem Rabensteine bluten sollte. Sein Urtheil war unwiderruflich, man machte es ihm am Morgen des andern Tages kund, und er bereitete sich standhaft zum nahen Tode. Seine Miene war, oder schien wenigstens heiter und ruhig, nur dann trübte sie sich, und einige Thränen rollten unaufhaltsam über seine Wangen herab, als man ihm die schreckliche Nachricht brachte, daß seine lezte Bitte nicht erfüllt werden, daß er seine Gattin nicht mehr sehen und sprechen könne. Also dort, wo keine Trennung mehr möglich ist! sprach er seufzend, und trat ans Fenster, um neue Kräfte zur Standhaftigkeit zu sammeln.

Die zahlreichen Bürger der großen Residenzstadt liebten den gerechten Präsidenten, keiner hatte, gleich ihm, so willig einen jeden gehört, keiner so anhaltend die Sache des Unterdrückten vertheidigt, ihr Herz nahm daher Antheil an seinem unglücklichen Schicksale, sie versammelten sich und beschlossen einstimmig, nach Hofe zu gehen, und den Fürsten anzuflehen, daß er ihm wenigstens das Leben schenken möge. Aller Augen weinten, wie sie am andern Tage würklich in schwarzen Mänteln und mit traurendem Blicke nach der Burg zogen, und Audienz forderten. Der Fürst trat willig unter sie, er hörte ihre Bitte geduldig an, aber er versicherte sie eben so standhaft, daß er Gerechtigkeit in seinem Staate üben müsse, und denjenigen nicht begnadigen könne, der seine Hände in unschuldiges Blut getaucht, nach einstimmigen Beweisen vorsezlich gemordet habe. Er blickte gerührt umher, er seufzte tief, als die ganze Menge

mit einmal nieder kniete, und abermals Gnade! Gnade! rief, aber er faßte sich schnell, winkte den Knienden mit der Hand, und eilte in sein Zimmer.

Viele nahmen diesen Wink als einen Beweis der Erhörung, aber mehrere meinten, daß den Unglücklichen nur Gott retten könne, und bei dem Fürsten keine Gnade zu hoffen sey. Ihre Meinung ward durch die Folge bestätigt; noch am nemlichen Tage wards allgemein kund, daß der unglückliche Graf am folgenden Morgen unwiderruflich auf dem Rabensteine bluten müsse. Jeder, der es hörte, weihte ihm eine neue Thräne, und blickte dann betend zu Gott empor, damit sein Todeskampf kurz und standhaft seyn möge.

Es war eben hoch im Sommer, schon um vier Uhr früh ging die Sonne auf. Mit ihrem Aufgange versammelten sich auch die

Soldaten, welche den Verurtheilten in zahlreicher Menge aus dem Thurme, in welchem er saß, nach dem Richtplaze begleiten sollten. Tausende und Tausende, welche ihn noch sehen und bemitleiden wollten, wurden nur mit Mühe vom Eingange abgehalten. Lange harrten alle, endlich erregte die Ankunft und schnelle Abfahrt einiger fürstlichen Deputirten, deren verstöhrtes Gesicht ein Unglück zu verkündigen schien, die Aufmerksamkeit des Volks. Man fragte, forschte und erfuhr endlich, daß der Verurtheilte in der verflossnen Nacht samt dem Kerkermeister entflohen sey. Viele bezweifelten anfangs diese unerwartete, und ganz unmöglich scheinende Nachricht, als man aber gewahrte, daß abermals die Husaren Stadt und Land durchspähten, Kuriere über Kuriere abreisten, und einzelne Deputirte jedes verdächtige Haus emsig durchsuchten, da begann man zu glauben, was man wünschte, da vereinigten sich aller Herzen zum

Gebete, daß der Unglückliche schnell und sicher über die Gränze entfliehen möge.

Graf L—war würklich aus seinem Gefängnisse verschwunden. Um zehn Uhr Abends verließ ihn der Priester, weil er zu ruhen wünschte. Kurz nachher entließ der Kerkermeister die Wächter mit der Versicherung, daß er allein bei dem schlafenden Grafen wachen, sie im nöthigen Falle schon rufen werde. Sie gingen nach der Wachtstube, und ruhten dort bis an den Morgen. Als der Priester wieder erschien, führten sie ihn hinauf, da aber die Thüre des Zimmers fest verschlossen war, und man vermuthete, daß er noch ruhe, so weilte der Priester im Gange, bis die Kommissärs erschienen, welche den Verurtheilten nach dem Richtplaze begleiten sollten. Auf ihren Befehl ward an der Thüre geklopft, nach dem Kerkermeister gesand, und wie man ihn nirgends fand, die Thüre

erbrochen. Alle Anwesende erstaunten, als man im Zimmer den Verurtheilten nirgends erblickte; Verrath und Flucht war nun erwiesen, alles eilte fort, um den erstern zu entdecken, die letztern zu verhindern.

Wie Engelsruf im schweren Todeskampfe, wie sanfter Flötenton im brausende Sturme und Ungewitter drangs ins Ohr der leidenden und betenden Gattin, als ein mitleidiger Gerichtsdiener ihr die Nachricht zuflüsterte, daß der Verurtheilte wirklich und wahrscheinlich auch glücklich entflohen sei. Ueberspannung der Kräfte, und Raub des Wahnsinns war nahe, als dieser lindernde Trost ihr schmachtendes Herz erquikte. Sie würde die Stunde seines Todes wohl schwerlich, wenigstens nur mit dem Verluste ihres Verstandes überlebt haben, izt konnte sie wieder hoffen, und Hoffnung ist das einzige Labsaal des Leidenden. Sie erregt Begierde nach

längerer Duldung im Herzen des Menschen, und wenn diese Begierde herrscht, da muß Verzweiflung und Wahnsinn weichen.

Der Fürst war hoch entrüstet, als er diese unerwartete Nachricht hörte. So nahe am Ziele, und nun mit einmal so entfernt davon zu sein, schien seinem liebenden Herzen eine unerträgliche Pein. Er suchte und fand Linderung in dem Gedanken, daß er Verrath und Flucht ganz gewiß entdecken würde, aber seine Hofnung ward nicht erfüllt; alle Husaren, alle Kuriere, alle Späher kehrten leer zurück, keiner brachte nur die geringste Spur, die auf Entdeckung leiten konnte, es blieb und schien erwiesen, daß der Fliehende glücklich entkommen sei, daß an seiner Befreiung niemand als der ungetreue Kerkermeister Antheil nahm, und nun das Loos der Verbannung mit ihm theile.

Anfangs bestand die rachsüchtige Gräfin R — hartnäckig auf der Erfüllung ihres Gelübdes, als ihr aber der liebende Fürst deutlich bewies, daß er nicht allwissend sei, nicht strafen könne, wenn der Verurtheilte entflohen sei, da berechnete die Eigennützige den Vortheil der Versöhnung, den Nachtheil der Rache, und fand, daß die Erstere die Letztere um vieles überwiege. Sie heischte den Schwur des Fürsten, daß er den entflohenen Thäter nie begnadigen; ihn, wenn er entdeckt würde, nach aller Strenge strafen wolle, der Fürst leistete diesen Schwur, und bald wards am Hofe und in der Stadt bekannt, daß die Gräfin R — die erklärte Geliebte des Fürsten sei.

Als sie zum erstenmale wieder bei Hofe erschien, und jeder das Betragen der Fürstin gegen sie beobachtete, erstaunten alle, als diese sie aufs freundlichste empfing, und

mit ihr anhaltend sprach. Die Großmüthige wollte gerne eine gute Handlung üben, und achtete den schweren Pfad nicht, der sie allein zum Ziele leiten konnte. Wie der Fürst eben mit einem Minister sprach, führte die Fürstin die Gräfin ans Fenster. Ich weiß, sprach die Gute, daß ihnen der Fürst Ersatz für das Leiden schuldig ist, welches sie durch den Verlust eines geliebten Bruders in seiner Residenz erdulden mußten. Sein Herz ist bieder und gut, es wird ihnen daher eine Bitte nicht abschlagen, die ich selbst nicht an ihn wagen] wollte,] [weil er mit Recht befürchten müßte, daß er sie durch Erfüllung derselben aufs neue kränken würde. Wenn sie aber solche wagen, da fällt der gegründete Einwurf weg, da ist die Erhörung gewiß. Wollen sies thun, wenn ich sie bitte — —

Gräfin. Euer Durchlaucht befehlen — —

Fürstin. Nein, das vermag ich nicht! Aber es würde ihren Karakter in meinem Augen um ein grosses erhöhen, es würde den Lohn meiner Freundschaft nach sich ziehen.

Gräfin. O um solch einen Gewinn unternehme ich alles!

Fürstin. (sanft lächelnd) So will ich dann sogleich versuchen: Ob ihre Versicherung mehr als Schmeichelei war? Die Gattin des Grafen L— verzeihen sie, daß ich sie an diesen erinnern muß — schmachtet mit ihren Kindern noch immer im unverdienten Gefängnisse. Sie hatte keinen Theil an der That, die er übte, und muß doch streng dafür büssen, da man ihr Freiheit und Vermögen raubt. Ein Wort von ihnen würde ihr sicher beides wieder geben! Man will mich versichern, daß sie hoch geschworen hät-

ten, nur dann versöhnt zu sein, wenn die unschuldige Frau samt ihren Kindern am Bettelstabe umher wanken müsse. Ich kann mirs sehr leicht vorstellen, daß der wüthende Schmerz eines solchen Schwures fähig sei, aber ich kanns nicht glauben, daß er im Herzen des sanften Weibes Wurzel fassen, und Früchte tragen sollte. (ihre Hand fassend, und sanft drückend) Nicht wahr, ich habe mich in meinem Glauben an ihre Großmuth nicht betrogen?

Gräfin. (mit hocherröthenden Wangen) Ich kanns nicht läugnen, daß ich diesen schrecklichen Schwur leistete, ich gestehe es auch eben so offenherzig, daß nur Euer Durchlaucht, (sehr bewegt) nur die Art, mit der sies fordern, mich bewegen kann, ihn zu brechen und zu vernichten. Ich will, ich werde eifrige Fürbitterin werden, aber

eins

eins sei auch mir bedungen, und hoch gelobt — —

Fürstin. Fordern sie!

Gräfin. Daß Euer Durchlaucht mich nicht in einem ähnlichen Falle, auf eine ähnliche Art zur Fürbitterin wählen; nicht fordern, daß ich einst auch um Gnade für den Mörder flehen sollte. Und würde es mir ihren Zorn, ihre Verfolgung zuziehen, so fühle ichs doch deutlich, daß ich dieser Verläugnung nicht fähig wäre. Ich liebte meinen Bruder innig, möglich daß er den Grafen beleidigte, aber diese Beleidigung verdiente doch keinen Mord. (weinend) Wenn ich mir sein schreckliches Ende denke, so ruft immer noch eine innere Stimme laut und anhaltend Rache über den Thäter aus, ich wünschte — —

Fürstin. (Ihr ins Wort fallend) Ich verspreche es ihnen aufs heiligste, daß ich ihre Trauer über den Verlust eines guten Bruders ehren, sie nie an seinen Mörder erinnern will. Ich weiß zu gut, daß er Strafe verdiente. Er entfloh dem Tode glücklich, der Verlust seines Weibes, seiner Kinder, und seines ganzen Vermögens ist zwar eine Strafe, die den Empfindsamen oft härter als jener dünkt, aber er hat sie selbst gewählt, er mag sie auch tragen, ich werde nie für ihn bitten. Nur lege ich ihnen nochmals meine erste Bitte ans Herz.

Gräfin. Der Erfolg wirds lehren, daß ich eifrig zu bitten verstehe.

Fürstin. (Ihre Hand drückend) Dann können sie auf meinen Dank — in jedem Falle auf Wiedervergeltung sicher rechnen.

Am andern Tage erschien bei der gefangnen Gräfin ein Abgesandter des Fürsten. Er machte ihr in seinem Namen kund, daß zwar nach den Gesetzen des Landes das ganze Vermögen eines vorsezlichen Duellanten der strengen Konfiskazion unterliege, jedoch diesmal Gnade für Recht ergehen solle, und daß der Fürst ihr und ihren Kindern den Genuß des Vermögens noch ferner gnädig verleihen wolle, wenn sie sogleich die Residenzstadt verlasse, das Hoflager stets meide, und sich nicht durch ein neues Verbrechen dieser höchsten Gnade verlustig mache.

Die Trauernde dankte, und versprach den Befehl des gnädigen Fürsten streng zu erfüllen. Weil das Haus, welches sie bisher bewohnt haben, fuhr der Abgesandte fort, und der schöne Garten, den sie in der Vorstadt besassen, ihnen nichts mehr nützen kann,

so behält sich der Fürst beides nach den Gesetzen bevor.

Gräfin. Sein Wille ist mein Gesetz, er belohne damit den würdigsten seiner Diener, und ich werde in meiner trauernden Einsamkeit Ruhe in den Gedanken finden, daß ein anderer mit Vergnügen genießt, was ich so willig entbehre.

Ehe der Abgesandte schied, berichtete er ihr, daß ihr Verhaft zwar in diesem Augenblicke geendet habe, aber doch bis zu ihrer Abreise dauern müsse, weil der Fürst ausdrücklich überzeugt sein wolle, daß sie nicht nach Hofe komme, und auch niemanden durch einen Besuch in Verlegenheit setze. Jedoch stehe es ihr frei, nicht allein die Anstalten zu ihrer Abreise zu treffen, sondern auch ihre Diener zu berufen, um durch diese ihr Haus

räumen und das nöthige Gepäcke herbei schaffen zu lassen.

Als die Gräfin allein war, sank sie auf ihre Knie, und dankte Gott innig, daß er das Herz des Fürsten zur Gnade gelenkt habe. Der dunkle Vorhang, der bisher jede Aussicht deckte, öfnete sich, sie blikte in die Zukunft, und sah im Hintergrunde ihren entflohenen Gatten zu den Füssen des Fürsten knien, wie er ihm für sein Leben dankte, und dann in die ofnen Arme der Gattin und Kinder eilte. Wer kanns der Leidenden wohl verdenken, wenn sie sah, was sie wünschte, wenn sie hofte, was freilich nicht möglich war, ihrem liebenden Herzen aber doch so leicht möglich schien!

Sie sande nun in hastiger Eile nach einigen ihrer treusten Diener und Dienerinnen, sie erzählte ihnen ihr Glück, und traf An-

stalten zur nöthigen Abreise. Ehe die Sonne untergieng, sas sie schon im Reisewagen und athmete freier, als die Stadt hinter ihr lag, in welcher sie so schrecklich geduldet und gelitten hatte. Noch vor ihrer Abreise, schrieb sie der Fürstin, und dankte ihr innig, weil sie solche mit Grunde für die Urheberin ihres Glückes achtete. Sie bat am Ende, sich ihres unglücklichen Gatten einst auf ähnliche Art anzunehmen, und das grosse Werk zu vollenden, zwei höchst Unglückliche ganz glücklich gemacht zu haben.

Die großmüthige Fürstin antwortete sogleich, daß die edle That ganz ein Werk des Fürsten sei, daß sie keinen Theil daran habe, ihn aber durch innige Freude daran nehme. Ob es übrigens, schrieb sie am Ende, gleich izt noch unmöglich scheint, daß ihr entflohner Gatte jemals Gnade hoffen könne, so muß die Linderung ihres Schicksals ihnen doch der

deutlichste Beweis sein, daß Gott nichts unmöglich sei, daß auch er einst in ihre Arme rükkehren könne. Dies sei ihr Trost, wenn sie nach ihm bangen! Dies ihre Aussicht, wenn sie trauern! Nur muß ich sie dringend bitten, daß sie nicht durch unvorsichtige Nachforschung nach dem Aufenthalte ihres Gatten die Aufmerksamkeit des Fürsten erregen. Denken sie, daß sie beobachtet werden, daß des Fürsten Herz noch nicht zur Vergebung geneigt sei, daß ein unvorsichtiger Schritt leicht Argwohn wecken, seine Rache reizen, sie und ihren Gatten, selbst ihre Kinder unglücklich machen könne. Nützen sie den Rath ihrer wahren Freundinn, es ist der einzige, den sie ihnen bei ihrem Abschiede zu geben vermag.

Hofnung ist eine Biene, welche aus jedem Gegenstand Honig saugt, und es zum süssen Genusse ins menschliche Herz trägt.

Daher kams, daß auch in diesem Briefe die unglückliche Gräfin Stof zum Troste fand. Er hat mein Schicksal gelindert, dachte sie, er wird einst das seinige auch lindern! Dieser frohe Gedanke war auf der Reise ihre Beschäftigung, war in der Folge ächtes Labsal, wenn ihr liebendes Herz sich nach dem Gatten sehnte, nur einmal eine tröstende Nachricht von ihm zu hören wünschte.

Sie lebte auf dem entlegensten Landgute des Grafen in häußlicher Einsamkeit, in stiller Trauer, sie weihte sich ganz der Erziehung ihrer Kinder, und fand nur in dieser Beschäftigung Trost für ihr Leiden. Die Einkünfte aller Güter des Grafen waren groß und ansehnlich, die Leidende empfing sie immer mit Thränen, weil der Gedanke, daß sie sammle, indeß der Geliebte darbe, ihr Herz mächtig engte, und sie unfähig machte, das Vergnügen zu genüssen, ihrer Kinder Glück durch Sparsam-

keit zu mehren, und durch reichliche Wohlthaten die Thränen der Armuth zu trocknen. Sie ward bald in der ganzen Gegend als eine wohlthätige Gottheit verehrt, weil sie reichlich gab, weil sie jedem zu helfen suchte, aber sie empfand die Wonne, glücklich zu machen, nie in seiner vollen Grösse, weil sie in jedem Bittenden ihren nothleidenden Gatten erblickte, ihn eben so dürftig und hülflos dachte, und eben dadurch zu neuer Trauer gereizt wurde.

Drei lange Jahre verflossen auf diese Art — — Doch ehe ich weiter erzähle, muß ich zuvor das Schicksal des entflohnen Grafen enthüllen, und meinen Lesern kund machen: wie er entfloh? wie er entfliehen konnte? — Schwer ruhte der Gedanke, daß der Fürst nicht edel, nur durch blinde Rache irre geleitet, handle, auf dem Herzen der menschenfreundlichen Fürstin. Sie kannte seinen Biedersinn, seinen Edelmuth, sie war überzeugt, daß

Reue der raschen That folgen, sehr wahrscheinlich einst die spätern Tage seines Lebens verbittern würde; sie liebte den Ungetreuen noch immer mit inniger Zärtlichkeit, und war daher äusserst für seine künftige Ruhe besorgt. Jeder Schritt, ihm diese zu sichern, ward von ihr vergebens versucht. Er wies die Bittende mit Härte ab, er suchte nur Befriedigung seiner Leidenschaft, und, weil der Gegenstand derselben blutige Rache heischte, den Tod des Unglücklichen. Als sie auch den lezten Versuch, die Rachbegierige durch den Anblick der verzweifelnden Gattin, der jammernden Kinder zu versöhnen, vergebens gewagt hatte, und durch die leztere die Nachricht erhielt, daß sie mit grausamer Härte zurückgewiesen ward, rang sie nach neuen Mitteln, die That zu hindern. Nur mögliche, nur schleunige Flucht, rief sie aus, kann ihn vom Tode retten, und meinen Gatten für künftiger Reue schützen.

Von diesem Augenblicke an war dieser Gedanke ihre einzige Beschäftigung. Sie wußte, daß der Kerkermeister, welcher die adlichen Staatsgefangnen in einem besondern Thurme verwahrte, ehemals als Heiduke der Murter des Fürsten diente, und mit Widerwillen den einträglichen Dienst eines Kerkermeisters zur Belohnung seiner treuen Dienste annahm; ihr war ferner bekannt, daß er kein Weib, kein Kind, keine nahen Freunde habe, und daher durch nichts ans Vaterland gefesselt werde. Auf diese Gründe baute ihre Hofnung die Möglichkeit der Ausführung. Sie eilte nach ihrem Garten, wo sie oft stundenlang verweilte. Eine vertraute Kammerfrau war ihre einzige Begleiterin, diese mußte sich im Gartenhause verkleiden, und durch eine Nebenthüre entschlüpfen, um dem Kerkermeister mit dem Auftrage der größten Verschwiegenheit dahin zu berufen und zu leiten.

Er erschien sogleich, aber es ward der Fürstin äusserst schwer, ihn zur Entführung des Gefangnen zu bereden, weil ers für Verletzung seiner Pflicht, seines Schwurs achtete, und die wenigen Tage seines Lebens nicht durch Meineid beflecken wollte. Nur die Versicherung, daß der izt allzu zornige Fürst ihm einst selbst die That lohnen würde, daß die Fürstin im möglichen Falle alle Verantwortung auf sich nehmen wolle, machte ihn bereitwillig, die That zu versuchen. Sie versprach ihm überdies lebenslange und gute Versorgung im Staate einer benachbarten Fürstin, wohin sie ihn sicher und ohne Gefahr senden wolle. Aber dies Versprechen war es nicht, was dem redlichen Alten zur Theilnahme bewog, nur die Ueberzeugung, daß er eine gute That übe, nur der Widerwille, mit welchem er den traurigen Dienst eines Kerkermeisters verrichtete, bestimmte seine Handlung.

Es ward nun verabredet und beschlossen, daß der Kerkermeister sobald als möglich seinen Gefangnen von allem unterrichten, zur Nachtszeit alle lästige Zeugen entfernen, und mit ihm durch eine Seitenthüre des Thurms, welche nicht bewacht wurde, weil sie nur zur Wohnung des Kerkermeisters führte, nach dem Garten der Fürstin entfliehen sollte. In diesem Garten hatte sich die Fürstin eine Einsiedelei erbauen lassen, zu welcher nur sie den Schlüssel bei sich trug. Dieser ward dem Kerkermeister mit dem Auftrage übergeben, daß er durch solchen die Gemächer der Einsiedelei öfnen, und sich mit dem Grafen nach einer im Hintergrunde angebrachten Grotte begeben solle, wo kein menschliches Auge sie sehen und entdecken konnte. Genährt und gepflegt durch die Hand der Fürstin, sollten sie dort so lange verborgen leben, bis der Fürst jede Nachspähe geendet habe, und sie unter einer unkennba-

ren Verkleidung mit sichern Pässen versehen, ohne Gefahr das Land verlassen könnten.

Dieser äusserst vorsichtige Plan ward durch den Kerkermeister mit Klugheit ausgeführt. Als die Mitternachtstunde nahte, hüllte er sich und seinen Gefangnen in weite Mäntel, und führte ihn glücklich nach der Seitenthüre des Gartens, zu welcher er ebenfalls den Schlüssel erhalten hatte. Mit bangen und unruhigen Herzen erwartete indeß die Fürstin den Ausgang ihres Wagstücks in der fürstlichen Residenz, wohin sie sogleich rückgekehrt war. Sie sandte schon früh ihre Vertraute auf Späher, und genoß die Früchte einer edlen That in ganzer Fülle, als ihr diese die sichere Nachricht brachte, daß alles wohl gelungen sei, weil man den Entflohnen schon mit größtem Eifer suche.

Da die Fürstin jeden möglichen Argwohn hindern wollte, so ging sie die ersten Tage nicht nach dem Garten, nur die vertraute Kammerfrau ging dahin, und trug den Verborgnen, unter dem Vorwande, daß sie für die Fürstin Bücher aus der dort befindlichen Bibliothek hole, Speise und Trank zu. Stärker schlug dann allemal das Herz der Edlen, wenn die rückkehrende Kammerfrau ihr erzählte, daß es den Gefangnen wohlergehe, daß der Graf in den rührendsten Ausdrücken der Retterin seines Lebens danke. Als die Fürstin gewahrte, daß niemand etwas ahne, ging sie, wie gewöhnlich, nach dem Garten, besuchte die Versteckten allemal, sprach tröstend mit ihnen, und erschien stets mit Wohlthaten in der Hand. Bald brachte sie ihnen die nöthige Speise, bald wieder Wäsche und andere unentbehrliche Dinge, die des Lebens Nothdurft erforderte.

Da der arme Graf sein künftiges Schicksal in der Hand einer so großmüthigen Fürstin sah, so zagte er nicht mehr für die Zukunft, aber das weit unglücklichere Schicksal seines verlaßnen Weibes, seiner unerzognen Kinder quälte sein Herz doppelt. Er empfahl sie der Vorsorge der gnädigen Fürstin aufs dringende, und verleitete sie dadurch zu dem unerwarteten Schritt, bei der Geliebten ihres Gatten die Fürsprecherin der Unglücklichen zu werden. Der heisse Dank des Grafen, die Ueberzeugung, daß sie edel gehandelt habe, lohnten ihr diese Ueberwindung reichlich, welche ganz natürlich dieser Schritt ihrem Herzen gekostet hatte.

Nun war der sehnlichste Wunsch des Grafen erfüllt, nun blieb ihm keiner übrig, als seiner Wohlthäterin nicht länger lästig zu fallen, und in irgend einem Winkel der Erde seine kummervollen Tage zu vertrauern. Die

Fürstin hatte schon lange vorher alles zur Erfüllung dieses Wunsches vorbereitet. Eine benachbarte Fürstin, welche als Vormünderin ihres unmündigen Sohnes das kleine Ländchen, welches sein Vater besaß, regierte, war ehemals ihre Jugendfreundin gewesen, immer fand noch eine vertraute Korrespondenz zwischen beiden statt. Sie entdeckte ihrer geprüften Freundin sogleich die ganze Sache, und bat um Rath und Beistand.

Die regierende Fürstin schrieb zurück, daß sie der genauen Verbindung wegen, in welcher beide Höfe miteinander ständen, nicht fähig wäre, dem Grafen, wenn er nach ihrem Lande entfliehe, öffentlichen Schutz zu verleihen, doch wolle sie, der theuern Freundin zu gefallen, alles wagen, alles unternehmen, was, wenn er im Verborgnen käme, die mögliche Entdeckung hindern, und ihn, wenn er ein einsames Landleben nicht scheue, für jeder Ge-

fahr schützen könne. Zur Beförderung dieser Absicht sandte sie ihr zwei Pässe, welche auf zwei ihrem Fürstenthume unterthänige Schäfer ausgestellt waren, die den Auftrag hatten, in den nächstgelegnen Staaten die merkwürdigsten Schäfereien zu besuchen, und sich die Vortheile derselben zur Verbesserung der inländischen Schafzucht eigen zu machen. Dein, schrieb nun die Freundin weiter, sei nun die Sorge, die Flüchtlinge der Eigenschaft ihres Passes gemäß zu kleiden, ihre Gesichtszüge so unkennbar als möglich zu machen, und sie dann geradezu nach meinem Lande zu senden. Ein neuer Brief von dir wird mich unterrichten, wenn sie abreisen, wenn sie eintreffen können. Sie nehmen dann ihren Weg nach der von mir neu errichteten fürstlichen Schäferei zu—m, im Gebürge F—. Ich werde um diese Zeit auf einem benachbarten Jagdschlosse wohnen, und werde dann schon Gelegenheit finden, den Grafen zu sprechen. Ehe dies aber geschieht,

gehen die Flüchtlinge ohne Aufenthalt nach der bestimmten Schäferei, und melden sich bei dem Vorsteher derselben. Er hat den gemeßnen Auftrag von mir erhalten, sie in seine Dienste aufzunehmen, und ob sie gleich der Absicht, die ich ihm erzählte, keinesweges entsprechen werden, so ist der gute Alte doch viel zu demüthig, als daß ers wagen sollte, ihre verborgnen Kenntnisse zu bezweifeln. Dies ist, nach reifer Ueberlegung, die einzige Art, durch welche ich den Grafen sichern Aufenthalt in meinem Lande gewähren kann, er muß es sich schlechterdings gefallen lassen, wenigstens durch einige Zeit meine Schaafe zu hüten, weil er sich nur in dieser einsamen Gegend dem wachsamen Auge aller meiner Beamten entziehen kann, die durch mich den ernsten Befehl erhielten, nach dem Entflohnen umher zu spähen. Ein Befehl, den ich auf dringendes Ersuchen deines Fürsten ergehen ließ, und nun

nicht widerrufen, nur durch Nichterinnerung schwächen kann.

Der arme Graf war ganz mit seinem Loose zufrieden, als seine fürstliche Freundin ihn fragte, ob er Verlängnung genug besitze, sich dieser nöthigen Einrichtung einige Zeit hindurch zu fügen. Mein neuer Stand, sprach er, ist meiner innern Lage ganz angemessen, ich kann mich ungehindert, wenn ich meiner Heerde folge, meinen Gedanken überlassen, die einsamen Gegenden, in welche sie mich führen wird, werden Labsal für mich seyn, ich kann mich dort dem Andenken meines Weibes, meiner Kinder weihen, und ihren Verlust betrauren. Nur schmerzt es mich äusserst, daß ich den Retter meines Lebens nur darum der Ruhe entrissen habe, damit er in seinem hohen Alter in wüsten Gegenden umher irren, und eine Kost genüssen soll, die seinen Kräften nicht angemessen ist.

Die Fürstin suchte ihn über diesen Gegenstand zu beruhigen, und versicherte ihn, daß eine gute und dauerhafte Versorgung des redlichen Kerkermeisters ihre Pflicht sey, die sie auch nach Möglichkeit leisten werde. Er kann, sprach sie, wenn er einmal der Gefahr entronnen ist, nach Belieben weiter wandern, und in einer entfernten Gegend ruhig die Summe genüßen, welche ich ihm beim Abschiede übergeben will. Sie wird hinreichen, ihn zeitlebens zu ernähren, es wird noch genug übrig bleiben, um seinen treuen Wärter am Ende seiner Tage damit belohnen zu können.

Der seltne Kerkermeister dankte innig, aber er versicherte auch eben so ernstlich, daß er sich nie von dem Grafen trennen, Glück und Unglück, Kummer und Freude mit ihm theilen, und, wäre es irgend möglich, durch treue Dienstleistung sein hartes Schicksal er-

leichtern wolle. Die Tage, welche er in der Grotte mit ihm durchlebt hatte, waren dem guten Alten so angenehm verflossen, hatten ihn so deutlich überzeugt, daß der Graf einer der besten Menschen sei. Diese Ueberzeugung war die Ursache, daß er sich nie von ihm trennen wollte, durch keine Ueberredungskraft zu einem andern Entschlusse zu bewegen war. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt!

Eben als alles Nöthige zur Abreise angeordnet war, und sie schon am andern Tage ihren Zufluchtsort verlassen, und sich dem Schutze des Allmächtigen übergeben wollten, ward der arme Kerkermeister krank, eine heftige Augenentzündung endete in fünf Tagen sein Leben, weil man ihm der grössern Gefahr, der möglichen Entdeckung wegen keine Hülfe leisten konnte. Er starb als Christ, ruhig und gelassen, und ging mit der Gewiß-

heit hinüber, daß der Barmherzige ihm seinen Meineid verzeihen, die Absicht seiner edeln That lohnen würde.

Den Grafen drückte der Verlust eines Freundes, das Bewustseyn, daß er Schuld an seinem Tode sey, äusserst stark, machte ihn mißmuthig und im höchsten Grade traurig. Vergebens mühte sich die Fürstin, ihn zu trösten, er faßte den Gedanken, und hielte ihn fest, daß Gott ihn ganz verlassen habe, nur immer empfindlicher strafen, nie vergeben wolle! Man verdenke dem Grafen sein Murren nicht! Er glich einem mit dem reissenden Strome Kämpfenden, der lezte schwache Ast, von dem er wo nicht Rettung, doch Verlängerung seines Lebens hofte, brach mit einmal, und alle Aussicht zu beiden schwand.

Damit der Körper nicht entdeckt werde, muste er in der Grotte begraben werden. Die

vertraute Kammerfrau entwendete dem Gärtner Hakke und Schaufel, und der Graf brauchte zwei volle Nächte, um dem treuen Freunde eine Grabstätte im harten Boden der Grotte auszuhauen. Diese traurige Beschäftigung, der fortdauernde Anblick des Todten, mehrte die Empfindungen seines Herzens, er wünschte sehnlichst gleich ihm vollendet, gleich ihm ausgerungen zu haben.

Nachdem er am dritten Abende geruht, und am vierten von seiner fürstlichen Wohlthäterin mit Thränen des wärmsten Danks Abschied genommen hatte, ihrem fernern Schutze sein Weib und Kinder empfahl, von ihr eine große Summe und zugleich die Versicherung erhielt, daß sie einen Brief von ihm richtig an sein Weib bestellen wolle, trat er in der folgenden Nacht seine Wanderung an. Er entkam durch die Seitenthüre glücklich aus dem Garten, eben so glücklich aus der Stadt,

weil diese zwar Thore hatte, aber mit keiner Mauer umgeben war, und man durch einige Nebenwege ungehindert in die Vorstadt, aus dieser ins Freie gelangen konnte. Wie die Sonne aufging, lag die Residenz schon meilenweit hinter seinem Rücken. Er trug die Kleidung eines Schäfers, sein Haar war verschnitten, Hände und Gesicht unmerklich gelb gefärbt. Das leztere und der ungewöhnlich starke Bart verstellte seine Physionomie vollkommen, niemand achtete auf ihn, er wanderte auf selbst gewählten Seitenwegen ungehindert nach der Gränze, welche er schon am zweiten Tage erreichte. Eben so glücklich, und ohne nur einmal nach einem Passe befragt zu werden, langte er auf der bestimmten fürstlichen Schäferei an.

Sie lag mitten im hohen Forste, in einer unbewohnten, wilden Gegend. Die hie und da vom Holze entblößten Berge, die

grasreichen Thäler hatten die ökonomische Fürstin bewogen, die erstern zu einer Sommerweide, die leztern zum Heu für einige tausend Schaafe zu benuzen, welche dort herrlich gedeihten, und weit mehr Nuzen brachten, als das wenige Wild, welches ihre Vorfahren sonst in dieser Gegend gehegt hatten. Der Vorsteher dieser Schäferei, ein alter, aber biederer und redlicher Mann, empfing den Grafen mit bäurischer, aber traulicher Freundlichkeit. Er hatte ihn schon längst erwartet, und deswegen schon einen seiner Knechte des Dienstes entlassen, um dem Erwarteten seinen Plaz sogleich anweisen zu können. Noch am nemlichen Tage übergab er ihm daher vierhundert Stück schöne Schaafe, die er leiten, führen und pflegen sollte.

Die Empfehlung der Fürstin erregte ganz natürlich bei dem Alten den Gedanken, daß der Fremde seltne Kenntnisse in der Schaaf-

zucht besitzen müsse, er schwäzte daher beständig mit ihm über die Vortheile und Hindernisse der Leztern, um die Erstern zu prüfen. Ein Glück für den Grafen, daß er stets die Oekonomie leidenschaftlich liebte, wenn er auf seinen Landgütern einig Wochen Erholung von seinen Geschäften suchte, sich in den vornehmsten Zweigen derselben praktisch übte, und daher wenigstens mit den allgemeinen Regeln einer guten Schaafzucht nicht unbekannt war, freilich in der Folge nicht leistete, was der Alte hofte, aber doch auch nichts verdarb, und wegen seines stillen und eingezogenen Lebenswandels endlich der Liebling desselben ward.

Die Fürstin besuchte bald hernach die Schäferei, und hatte Gelegenheit, mit dem Grafen tröstend zu sprechen. Er dankte innig für ihren Schuz, und dankte noch inniger, als sie ihm kund machte, daß sein Weib, sei-

ne Kinder gesund lebten; aber traurig sank sein hoffendes Auge zur Erde, wie sie ihm erzählte, daß seine wohlthätige Fürstin den Brief, welchen er ihr an seine Gattin hinterlassen hatte, noch nicht abgeschickt habe, auch nicht abschicken könne, weil sie als gewiß erfahren habe, daß ein heimlicher Späher des Fürsten die Gräfin genau beobachte, alle ihre Korrespondenz ingeheim untersuche, und durch die geringste Spur auf Entdeckung geleitet werden könne. Der arme Verbannte fühlte bei dieser Nachricht das Leiden der verlaßnen Gattin, er flehte aufs neue, daß man ihr nur von seinem Leben, von seiner Gesundheit Nachricht geben solle, und ging izt traurig, tief leidend hinter seiner Heerde, weil ihn auch der einzige Trost, einige Zeilen von der geliebten Gattin zu lesen, geraubt wurde.

Auch dem Ruhigen und Glücklichen macht Einsamkeit und Entfernung von aller menschlichen Gesellschaft traurig und mißmuthig, um so mehr den Leidenden und Unglücklichen. Kein Freund erquickt sein schmachtendes Herz mit Trost, keine unerwartete Gelegenheit zerstreut seinen Kummer, er kann ungehindert die Grösse seines Leidens messen, und sich mit jedem Tage aufs neue überzeugen, daß sie unendlich, und daher immer dauernd sey. So ergings auch dem Grafen, er ward stets trauriger, stets melancholischer, und erregte dadurch das Mitleid seines gutherzigen Meisters, der ihn unter allen Knechten auszeichnete, oft an seinem eignen Tische speisen ließ, und sich hoch wunderte, wie der Leidende diese Ehre nicht hochschäzte, sie vielmehr auf alle mögliche Art zu vermeiden suchte.

Den übrigen Bewohnern war der Graf ein gleiches Räthsel, seine gefällige, freundliche Art zog jeden an sich, aber sein Hang zur Einsamkeit, zum tiefen Nachdenken, stieß alle gleich stark wieder zurück. Ohne es selbst zu wollen, gewann bald die von Jugend auf sorgfältig gepflegte Gewohnheit den Rang über die schwere Verstellung, er suchte sich, geleitet durch jene, seine harte Last dadurch erträglicher zu machen, daß er sich reinlicher und besser als alle übrige Schäfer kleidete. Die wenigen Mädchen, welche in dieser Einöde wohnten, oder sie Geschäfte wegen besuchten, blickten daher oft lüstern nach ihm, und nannten ihn nur den schönen und galanten Schäfer, als aber dieser, oft in seiner Gegenwart ausgesprochne Name keinen Eindruck auf ihn machte, da nannten sie ihn in der Folge den traurigen Schäfer, und blickten ihm mitleidig nach, wenn er mit gesenktem Auge hinter seiner Heerde schlich.

Nach drei durchschmachteten Jahren, hatte finstere Melancholie in seinem Herzen festen Sitz genommen, er sah mit wahrer Begierde dem Tod entgegen, er wünschte sehnlichst, daß er bald nahen, bald sein namloses Leiden enden möge. Schon im zweiten Jahre hatte ihm die besuchende Fürstin zu verstehen gegeben, daß so tiefe und erniedrigende Verstellung izt nicht mehr nöthig sei, daß er in einem entferntern Lande, unterstützt durch seine Wohlthäterin, angenehmer und besser leben könne, aber die Einsamkeit war seinem Schmerze schon unentbehrlich geworden, er flehte, daß man ihn länger hier dulden möge, und versicherte dreust, daß ihn noch weitere Entfernung, wo er gar keine Nachricht mehr von seiner Gattin erhalten würde, zum Wahnsinn reizen werde. Die Fürstin ehrte seine Gründe, und versprach ihm, durch öftere Nachrichten von seiner Gattin zu erfreuen, aber sie

vermochte nicht Wort zu halten, weil sie nur jährlich einmal in diese Gegend kam, und durch Boten die ohnehin gespannte Aufmerksamkeit der dortigen Bewohner nicht noch mehr reizen wollte.

Eben fragte die gleich stark leidende und duldende Gräfin den Ewigen: Ob denn ihr Leiden nie enden, ihr Jammer hienieden keinen Lohn hoffen könne? Als ungewöhnliches Geräusch im Hofe ihres Schlosses sie aus ihrem Tiefsinn weckte, und ans Fenster zog. Sie blickte hinab, sah einige Reisewagen an der Thüre stehen, und eine in Trauer gehüllte Dame aus dem ersten derselben heraussteigen. Sie eilte hinab und sank in die Arme der Fürstin, welche sie zu besuchen kam. Ihre Trauer verkündigte der Gräfin schon im Voraus die Ursache der Möglichkeit dieses seltnen Besuches, sie ahndete

des

des Fürsten Tod, welcher auch wirklich äusserst schnell und unvermuthet erfolgt war.

Er hatte sich auf einer damals so gewöhnlichen Parforce-Jagd äusserst erhizt, ein unvermutheter Gewitterregen durchnässete seine Kleider. Ehe er noch die Residenz erreichte, sank er vom Schlage getroffen tod vom Pferde. Die ihn immer noch liebende, und seinen Tod innig bejammernde Fürstin ward nun Regentin des Landes, weil ihr einziger Sohn erst das eilfte Jahr seines Alters erreicht hatte. Man huldigte ihr sogleich, als die Aerzte vergebens alle Mittel versucht hatten, den Toden zu wecken. Die Gräfin R—, welche noch immer die erklärte Geliebte des Fürsten war, bisher oft Land und Leute regiert hatte, erschrak äusserst, als sie den Tod des Fürsten und die Huldigung seiner Gemahlin in einem Augenblicke vernahm. Sie fürchtete die Rache

der leztern, und fande ihr sogleich folgenden Brief:

Durchlauchtigste Fürstin! Sie können auf Wiedervergeltung rechnen! sprachen sie einst zu mir, als ich die Fürbitte in der Gräfin L— zu werden versprach. Die Zeit dieser Wiedervergeltung ist da! Ich hoffe, daß Sie großmüthig handeln, und mir erlauben werden, mit meinem Haabe ein Land zu verlassen, dessen Monarch bisher mein einziger Beschützer war.

Die tief gebeugte Fürstin vermochte nicht sogleich zu antworten, sie ließ der Gräfin nur sagen, daß die Antwort sicher und bald erfolgen werde. Diese sah mit banger Sehnsucht und zitternd der Antwort entgegen, aber sie staunte, und heisse Thränen füllten ihr Auge, als sie ihr am andern Tage ward, als sie folgendes las:

Meine liebe Gräfin! Sie sind äusserst billig, da sie zur Wiedervergeltung einer That, die ich bisher immer noch mit dankbarem Herzen ehre, eine Sache fordern, die ihnen die strengste Gerechtigkeit nicht einmal verweigern könnte. Es steht ihnen vollkommen frei, ferner in diesem Lande zu wohnen, oder es zu verlassen. Im erstern Fall wird meine Hochachtung gegen sie fortdauern, im letztern werden sie solche ungetheilt mit sich nehmen. Aber dann hoffe ich ganz sicher, daß sie nicht ohne Abschied scheiden, daß sie durch eine neue, und grössere Bitte mich in Stand setzen, sie nicht mit dem Bewustsein entlassen zu müssen, daß ich ihre grosse Schuldnerin bleibe. Kommen sie, wenn sie wollen, unter uns findet keine Etikette statt, wir haben beide am meisten verlohren, uns muß es auch erlaubt sein, ungehindert mit einander weinen zu können.

Alle Hofleute staunten, als sich kurz nachher die Gräfin R — bei der Fürstin melden ließ, aber alle staunten noch weit mehr, als sie sogleich vorgelassen wurde, und nach einer kurzen Unterredung, die Fürstin mit ihr Hand in Hand aus dem Kabinete trat, sie in aller Gegenwart Freundin nannte; mit ächter Zärtlichkeit umarmte, ihr die glücklichste Reise, und für die Zukunft die ruhigsten Tage wünschte. Diese ausserordentliche Leutseligkeit der Fürstin war nicht Verstellung, war ächter Lohn, welchen sie der Gräfin zollte.

Als diese zu ihr ins Kabinet trat, dankte sie ihr mit einer Wärme, die ihr Herz rührte, und bat nochmals, daß sie das Land verlassen dürfe. Die Fürstin gewährte ihr solches aufs neue, forderte aber ausdrücklich, daß sie sich eine grössere Gefälligkeit von ihr erbitten möge. Wohl dann, sprach die Gräfin,

ich will ihre Gnade nutzen. (auf ihre Knie sinkend) Izt, da meine eingebildete Grösse sinkt, fühle ich es deutlich, daß ich den Tod meines Bruders zu hart rächte, daß ich den armen Grafen L— zu hart verfolgte. Euer Durchlaucht sind izt Regentin geworden, Euer Durchlaucht können izt strafen, aber auch vergeben und vergessen. Mir ward eine Bitte erlaubt, mir ward Gewährung derselben zugesichert, ich bitte, daß Euer Durchlaucht dem Grafen unbedingt vergeben, seine That vergessen, und ihm erlauben, seine übrigsn Tage ruhig in den Armen des geliebten Weibes zu durchleben. Ich bins von ihrem edlen Herzen überzeugt, daß diese Verzeihung auch ohne meine Bitte erfolgen würde, aber ich achtete es für Pflicht, sie daran zu erinnern, und aufs neue zu bitten, daß diese Gnade die erste edle Handlung der künftigen Regentin sein möge. — — Sie soll, sie wirds sein! rief die gerührte Für-

stin aus, aber sie müssen auch die Versiche-
rung mit sich nehmen, daß ich sie um dieser
Bitte willen ewig hochschätzen und lieben
werde.

Die Trauer über den Tod des Fürsten erlaubte, gebot sogar der Fürstin einige Zeit Entfernung aus der Residenz. Als sie daher alle fürstliche Beamte in ihrem bisherigen Dienste bestätigt hatte, heischte ihr Schmerz diese Linderung, sie hofte sie im Wohlthun zu finden, und reiste zur Gräfin L —, um in ihrer Gesellschaft und im strengen Inkog-
nito nach dem benachbarten Fürstenthum zu reisen, dort den Grafen zu überraschen, und die namlose Freude der ersten Umarmung, der Wiedervereinigung mit genüssen zu kön-
nen. Als sie diesen wohlthätigen Vorsaz der Gräfin entdeckte, da — — O wer ist fähig, die Simptomen einer solchen Freude, einer solchen Seligkeit zu schildern, sie

gleicht vollkommen der überirdischen, die nicht einmal der Dollmetscher Gottes zu schildern, die keines Sterblichen Mund auszusprechen vermag. Die Ueberglückliche war ganz einem Kinde ähnlich, sie taumelte wonnevoll umher, hob jeden Gegenstand in die Höhe, und legte ihn eben so schnell wieder von sich, sie träumte wachend, und sprach nur immer von dem Glücke, das selbst ihrer erhitzten Einbildungskraft nur ein Traum schien.

O wie unendlich langsam flossen ihr izt die Stunden vorüber, die sie von der Erfüllung ihres heissen Wunsches trennten! Kein Schlaf erquickte das Auge der Hoffenden, immer starrte es sehnsuchtsvoll in die Zukunft, und sah den geliebten Gatten mit ofnen Armen vor sich stehen. Die Fürstin hatte beschlossen, einige Tage auf dem Landgute der Gräfin zu ruhen, als sie aber

ihre Sehnsucht sah, da warf sie sich schon am andern Morgen mit ihrer Freundin in einen leichten Reisewagen, und eilte mit ihr der unnennbaren Freude entgegen. Um schneller reisen zu können, hatte die Fürstin aller gewöhnlichen Begleitung entsagt, nur eine Kammerfrau sas mit den Kindern der Gräfin in einem zweiten Wagen, nur zwei Bediente begleiteten sie. Es ging rasch vorwärts, aber es ging der Harrenden doch viel zu langsam, jede Schaafheerde, die oft auf den nahen oder fernen Bergen umher kletterte, machte den stärksten Eindruck auf ihr Herz, sie strekte dann immer ihre Arme aus, und glaubte, in dem Hirten ihren Gatten zu erblicken.

Endlich lag die wüste, öde Berggegend vor ihrem Blicke. Endlich sahen sie zwischen den hohen Buchen und Eichen die Schäferei vom Ferne glänzen, endlich stand der Wa-

gen am Hause des Vorstehers derselben. Der gute Alte kam mit der Mütze in der Hand den hohen, fremden Gästen entgegen, erstaunte mit Recht, als die Gräfin hastig fragte: Wie es ihrem Gatten, wie es dem Graf L— gehe? Wo er sei? Wo sie ihn sehen und sprechen könne? Er schüttelte bedächtlich den Kopf, und wollte den Fremden eben beweisen, daß kein Graf hier wohne, als die ruhigere Fürstin den Irrthum bemerkte, und nach dem fremden Schäferknecht fragte, der seit einigen Jahren die fürstlichen Schaafe hüte. Ach dieser, rief der Alte aus, dieser mag freilich mehr sein, als er sein will, aber kein Graf ist er doch wohl nicht!

Fürstin. Darüber wollen wir nicht länger streiten. Sei er nur so gefällig, uns zu sagen, wo wir ihn treffen, dann wird sich alles aufklären.

Der Alte war sogleich bereit und willig, sie nach dem Berge zu führen, wo er seine Schaafe weidete. Er ging voraus, und der Wagen folgte. Am Fuße des Bergs mußten sie aussteigen, weil sich nur ein enger, von Schaafen getretner Pfad aufwärts schlängelte. Die Gräfin ergrif die Hand ihrer Kinder, und zog sie hastig hinter sich her. Einzelne Schaafe, welche am Gipfel umher kletterten, beschäftigten ihr Auge, zogen ihre ganze Aufmerksamkeit magnetisch an sich, sie konnte nicht denken, nicht sprechen. Nahes Gefühl der Wonne, des entzükkenden Wiedersehens tobte stürmend in allen ihren Adern, Nerven und Fibern, es hemmte ihren Athem, sie mußte oft ruhen, und blickte dann mit nassem, sehnsuchtsvollem Blicke in die Höhe.

Die Fürstin folgte stillschweigend, auch ihre hochgeregte Empfindung beschäftigte Herz

und Einbildungskraft gleich stark. Nur einigemal war sie vermögend, die Gräfin für allzuhastiger Eile zu warnen, aber die Entzückte war unfähig die Warnung zu fassen, das allzugrosse, wonnevolle Ziel riß sie mit Allmachtsstärke empor, weckte jede Lebenskraft, spannte jede Sehne, um es nur bald, nur schneller erreichen zu können. Endlich war der Gipfel erstiegen, eine alte Eiche, deren Stamm der wüthende Sturm oft gebogen, aber nicht gebrochen hatte, stand unfern von ihnen. Unter ihrem Schatten ruhte der verbannte Graf, er lag ausgestreckt am Boden, die Rechte unterstützte sein nachdenkendes Haupt, sein Auge starrte in die ferne Gegend. Der Alte wollte ihn aus seinem Traume wecken, aber die Sehnsucht der liebenden Gattin überflügelte seine Schritte.

Mein Karl! schrie sie wonnetrunken, als sie sich nahte. Mein Vater! riefen die

Knaben, welche ihr folgten. Der Denkende schauderte empor. Mein Karl! wiederholte die Gattin. Mein Vater! lallten die Kinder athemlos: Gleich dem Wetläufer, der alle seine Kräfte verschwendet hat, sank izt die Gräfin am Ziele ihrer Wünsche kraftlos nieder, die Kinder umfaßten die Knie des Staunenden. Die Fürstin vermochte nicht zu sprechen, Thränen der Freude, der innigen Theilnahme hemmten ihre Sprache. Der Alte grif hastig nach seiner Müzze, und blikte mit entblößtem Haupte zum Himmel.

Lange dauerte die Szene der stummen Empfindung, des Sturmes der namlosen Gefühle, als sie aber endete, da wards — O daß ich diesmal nur das freudenvolle Gefühl meiner Leser durch Dichtung täuschen könnte! — Da wards allen nach und nach zur traurigen, zur schrecklichen Gewißheit, daß die schnelle Ueberraschung, der jähe

Sprung der entfernteſten Hofnung zur über-
zeugenden Gewißheit dem armen Grafen ſeinen
Verſtand geraubt, wenigſtens verwirrt hatte.
Als der ſtrenge Richter ihm ohne Schonung
das Todesurtheil verkündigte, als zum letz-
tenmal die Sonne ſeinem Auge entſchwand,
als er, zwar gerettet vom ſichern Tode,
aber immer verbannt vom geliebten Weibe,
vom liebenden Kinde, fortwandern mußte,
da blieb ſein Muth ſtandhaft und unerſchüt-
tert, wie aber das unerbittliche Schickſaal
ſeiner zu ſpotten, ihn durch Truggeſtalten
zu täuſchen ſchien, da ſchwand Muth und
Standhaftigkeit, da klagte er laut über die
ſtrenge Härte des Barmherzigen, der ihn
gleich einem Tantalus ſtrafen wolle, und war
nicht zu bewegen, dasjenige für Wahrheit
zu halten, was ſeine erhizte Einbildungs-
kraft nur für Täuſchung, für Traum ach-
tete.

Es ist ein Traum! Es ist schreckliches Blendwerk! rief er ohne Unterlaß aus. Die Liebkosungen der Gattin, die schmeichelnde Bitte der Kinder, die ermahnende Stimme der Fürstin war nicht vermögend, die einmal gefaßte Idee zu vernichten, er wäre entflohen, wenn ihn nicht auf den Wink der Fürstin die Bedienten ergriffen, und mit Gewalt nach der Schäferei geführt hätten.

Anfangs hoften alle, daß Zeit und Gewohnheit seinen Irrwahn tilgen, ihn von der Gewißheit überzeugen würde, aber keine Zeit, keine Arzenei, keine Ueberzeugung war fähig, das stokkende Rad der Einbildungskraft zu wenden. Es stand, und in diesem das Bild des Traumes und Truges. Nur ein ähnliches, noch weit schrecklicheres Bild gesellte sich noch zu diesem. Er glaubte in der Folge, daß sein Weib, seine Kinder, selbst die wohlthätige Fürstin gestorben wä-

ren, ihm nun als Geister erschienen. Dieser Gedanke vermehrte den Wunsch des Todes in seinem Herzen, er wünschte sehnlich mit den Geliebten vereinigt zu sein, und nur die sorgfältigste Aufmerksamkeit seiner treuen Diener konnte es hindern, daß er nicht oft den Tod fand, den er so sehnlich suchte.

Man denke sich das Leiden der guten Gattin, es ist keiner Beschreibung fähig! Sie liebte heiß, zärtlich und innig. Ihr schmachtendes Herz zog sie stets hin zum Gatten, der sie immer mit dem Ausrufe zurück schreckte: Holder Geist! Warum kommst du mich zu quälen? Verjage die Wächter, und du sollst sehen, wie schnell ich dir folge!

Die Zahl der Leiden des Menschen ist ungeheuer, ist eben so wenig zu zählen, wie der Sand am Meere, aber jedes gefühl-

volle Herz wird beistimmen müssen, daß das Leiden der Gräfin unter der unzählbaren Zahl das größte und stärkste war. Wer hier nicht die Gewißheit eines ewigen Lohns überzeugend fühlt, der verdient zu leiden wie sie, und ohne Aussicht, ohne Hofnung eines Lohns verzweifelnd zu sterben.

Ich müßte das Herz meiner Leser nur mit grösserer Trauer füllen, wenn ich fortfahren wollte, so umständlich zu erzählen, ich will mich daher so kurz als möglich fassen: Da der Anblick der Gräfin und ihrer Kinder dem wahnsinnigen Grafen nur Qual und Pein verursachte, so mußte man ihn im zweiten Wagen allein fahren lassen. Immer hofte man damals noch auf Besserung, versuchte stets neue Mittel zur Ueberzeugung, aber vergebens. Der Unglückliche ließ sich zwar willig nach seinem Schlosse führen, aber der Anblick desselben, der Willkomm seiner treuen Diener und

Bauern

Bauern machte keinen Eindruck auf ihn, er schien keinen zu kennen, aber wenn sich seine Gattin, seine Kinder nahten, da bebte er stets erschrocken empor, und rief aus: Seht ihr, seht ihr den Geist! Er winkt mir, ich soll folgen!

Sehnsuchtsvoll sah die liebende Gattin in der Folge jedem Arzte, den sie aus der Nähe und Ferne holen ließ, entgegen, wie aber viele derselben ihre Kunst fruchtlos an dem Pazienten verschwendeten, und endlich alle einstimmig erklärten, daß keine Hülfe mehr möglich sei, da ward die Wunde ihres Herzens zum fressenden Krebse, unheilbare Abzehrung nagte an ihrem Körper, nach drei langsam durchschmachteten Jahren endete der Tod ihr namloses Leiden. Als sie begraben wurde, führte man den unglücklichen Wahnsinnigen nach dem Rathe des Arztes zu ihrem Sarge. Er hofte wahrscheinlich, daß dieser Anblick ihn erschüt-

tern solle, aber der Endzweck ward nicht erreicht, er schien die Tode nicht mehr zu kennen, er blickte traurig nach dem Sarge, aber er war auch der Einzige unter den Anwesenden, welcher der Verklärten keine Thräne weihte. Wie seine Kinder im schwarzen Trauerkleide sich nahten, da floh er unaufhaltsam fort, und versank wieder in seine gewöhnliche Schwermuth.

Er ward siebzig Jahre alt, er verließ sein Zimmer äusserst selten, und kannte in den lezten zehn Jahren seines Leidens seine Kinder nicht mehr. Man fand ihn an einem Morgen todt im Bette, ein Schlagfluß hatte sein Leben, sein Leiden geendet. Er ruht an der Seite seiner Gattin, und wird izt dort — wo kein Zufall, kein Wahnsinn die Freude trübt — den Lohn seiner Leiden in Fülle genüssen.

Hanns K—, Bauer zu M—.

Als noch finstrer Aberglaube das —sche Land deckte, Aufklärung nur auf den Zinnen und Anhöhen schwankend umherwandelte, lebte in einem Dorfe desselben ein junger, aber reicher Bauer. Er lebte ruhig und zufrieden, weil ihm Gott ein Weib beschert hatte, das ihn innig liebte, alle Jahre ein gesundes Kind gebahr, und die grosse Haushaltung emsig und klug führte. Er sah, und jeder seiner Nachbarn sahs mit ihm, wie sich jedes Jahr seine

Einnahme durch den reichern Ertrag seiner Felder vermehrte, seine Ausgabe durch die kluge Wirthschaft seiner Frau verminderte.

Selbst, als in dem unglücklichen ein und zwei und siebenzigsten Jahre unsers beinahe vollendeten Jahrhunderts allgemeiner Mißwachs die allgemeine Klage aller Landwirthe war, gaben ihm seine wohlgepflegten Felder doch eine mittelmässige Erndte, er konnte sein Gesinde mit eignem Brode speisen, und überdies noch einen mässigen Ueberfluß verkaufen. Wie im zweiten Hungerjahre die herrlich grünenden Aecker die reichste Aerndte versprachen, lag würklich noch ersparter Vorrath auf seinem Boden. Er widerstand hartnäckig dem immer höher steigenden Anbote der Aufkäufer, welche damals alle Dörfer durchzogen, um die noch kleinen Vorräthe aufzukaufen, und kannter Bäcker bei ihm einsprach. Ich laufe

nach den Städten zu führen, wo man aus Noth zahlte, was die heißhungrige Gewinnsucht forderte. Er hatte mit seinem Weibe beschlossen, all sein Getraide in den Gränzen des Dorfs an die armen Insassen und Taglöhner um einen niedrigern Preiß zu verkaufen, er erfüllte sein Gelübde, und beide Eheleute hoften, daß dies gute Werk der Allesbelohnende einst reichlich vergelten werde. Wie die Erndte sich schon nahte, und tausend Hungrige den Tag der Reife mit banger Sehnsucht erwarteten, hatte auch Hanns seinen ganzen Vorrath auf diese Art verkauft, nur noch zwei Scheffel Waizen lagen auf seinem leeren Boden, welche die kluge Hausfrau nebst dem nöthigen Bedürfnisse noch zurückgelegt hatte, um in der Erndte die kraftlosen Lohnarbeiter mit guter und nahrhafter Mehlspeise stärken zu können.

Eben wollte Hanns aus dieser Absicht den Waizen nach der Mühle führen, als ein be-

nun, sprach dieser, schon drei Tage lang nach einigen Scheffeln Waitzen umher, und kann keine Metze mehr auftreiben. Das Kloster zu L—, welches ich lange Jahre schon mit Semmeln versah, fordert mit Ungestüm die Erfüllung meines Kontrakts, ich habe dem Kloster mein ganzes Vermögen zu danken, ich sehe izt nicht auf Gewinn, nur auf Erfüllung meines Wortes, und würde mir gerne jeden Preis gefallen lassen, wenn ich nur einige Scheffel erkaufen könnte. Lieber Hanns, könnt ihr mir nicht helfen?

Hanns. Ich habe nur noch zwei Scheffel.

Bäcker. Genug indeß, weil ich in einigen Tagen Waizen aus H— erwarte.

Die Frau. Aber diesen Waizen können wir nicht verkaufen, denn er ist für unsre Schnitter bestimmt.

Bäcker. Ob dieſe weiſſe oder ſchwarze Klöſſe eſſen, ihnen gilts gleich, wenn ſie nur ſatt werden. Verkauft mir den Waizen, ich zahle euch zwanzig Thaler für den Scheffel.

Die Frau. Es kann nicht ſeyn. Der arme Taglöhner ißt auch gerne etwas Gutes. Wie ſoll man Arbeit von ihm fordern, wenn man ihn nicht mit nahrhaften Speiſen ſtärkt?

Bäcker. Ich zahle den Scheffel mit fünf und zwanzig Thaler. Kauft den Schnittern Fleiſch dafür, das ſtärkt kräftiger und beſſer.

Die Frau. Das ſind ſie nicht gewohnt, das ſchadet mehr, als es nüzt.

Bäcker. Laßt euch doch erbitten, ich gebe dreiſig Thaler! Denkt, daß es für Gott-geweihte Menſchen gehört, die euer in ihrem Gebete gedenken werden.

Der Preis, welchen der Bäcker bot, war ausserordentlich, und die Vermuthung gewiß, daß er in einigen Wochen zwanzig mal so viel kaum so theuer zahlen würde. Hanns sah bei dem lezten Antrage des Bäckers sein Weib fragend an, sie nickte mit dem Kopfe, und Hanns ging den Handel ein. Der Becker nahm den Waizen, zahlte sechszig Thaler, und dankte dem Verkäufer noch oft, daß er ihn aus seiner Verlegenheit gerettet habe.

Um aber dem Kloster zu beweisen, wie viel er aufofere, ihre Kundschaft auf weitere Jahre zu erhalten, ermangelte er nicht, dem Vorsteher desselben seinen Kauf zu erzählen, und zur mehrern Bekräftigung den Verkäufer zu nennen.

Hanns und sein Weib lebten von jeher sehr gottesfürchtig; beide erfüllten, weil sie in ächter und wahrer Religion nicht unterrichtet

waren, mit seltner Strenge alles ausserordentliche Zeremoniel derselben. Sie gingen jeden Sonn- und Feiertag nach dem nahen Kloster, um dort nicht allein das grosse, hohe Amt, (eine gesungene Messe) sondern auch die Predigt zu hören. Glühende Röthe verbreitete sich auf ihrem Angesichte, bleiche, angstvolle Todtenblässe folgte derselben, als am folgenden Sonntage der Prediger eben über den Wucher eiferte, welcher bei itziger Theuerung und Hungersnoth die Herzen der Reichen fülle, und zu Sünden verleite, welche der barmherzigste und langmüthigste Gott schrecklich strafen müsse.

Ein reicher Bauer, rief er aus, hat sich erst vorige Woche erfrecht, die höchst nöthigen Bedürfnisse unsers armen Klösterleins auf die gottloseste Art zu benützen. Den Dienern Gottes, den Fürbittern des Menschen hat er einen Scheffel Waizen für dreisig Thaler verkauft! Hat sich durch die Vorstellung, daß

wir hungern, daß wir schmachten, nicht bewegen lassen, nur einen einzigen Pfennig weniger anzunehmen! Der gottlose Wucherer verdiente, daß ich seinen Namen hier öffentlich nennte, daß ich ihn mit dem Banne der Kirche belegte, daß ich ihn gleich einem Zöllner aus der Versammlung der Gläubigen verjagte; aber ich will Gott nachahmen, ich will barmherzig seyn, wie er, ich will vergeben und vergessen; nur ist es meine Pflicht, ihn zu warnen, daß er versöhne, daß er bereue, damit er einst nicht in den Höllenpfuhl geworfen werde, wo Heulen und Zähnklappen ihn erwartet, aus dem keine Erlösung zu hoffen ist.

Hätten Hannsens Nachbarn und Freunde nur irgend einen Verdacht des Wuchers gegen ihn in ihrem Herzen gehegt, wären sie nicht vielmehr vom Gegentheile überzeugt gewesen, sie würden seine That, die der Prediger so hart rügte, sogleich in seinem Gesichte gelesen,

aus seinem Betragen vermuthet haben. Er wankte trostlos aus der Kirche, sein Weib folgte eben so. Zu Hause weinten und beteten sie den ganzen Tag, und beschlossen in der folgenden schlaflosen Nacht ihre schreckliche Sünde zu beichten, und die für den Waizen erhaltnen sechzig Thaler zur Versöhnung dem Herrn zu opfern. Ihre Beichte ward am andern Tage im Kloster angehört, das Sühnopfer angenommen, und beiden Vergebung zugesichert, wenn sie in der Folge auch durch neue Opfer beweisen würden, daß ihr Vorsatz, sich zu bessern, wahrer Ernst sei.

Noch immer ängstigte Furcht und Angst das Gewissen der Aermsten, als aber am folgenden Sonntage der eigennützige Prediger bewies, daß die Freude im Himmel über einen Sünder, der Busse thue, grösser sei, als über neun und neunzig Gerechte, die der Busse nicht bedürfen, und nun die Reue, das Sühn-

opfer des wucherischen Bauern öffentlich erzählte, ihn wieder aufnahm in den Bund der Gnade, in die Gemeinschaft der allein selig machenden Kirche, da wich Furcht und Angst, da glaubte der arme Hanns zuversichtlich, daß auch Gott vergeben und vergessen werde. Mit dieser Ueberzeugung ging er wieder wohlgemuthet an seine Arbeit, und die gute Hausfrau machte es sich zur unverbrüchlichen Regel, alle Erstlinge der Früchte und des Viehs im Kloster dem Herrn zu opfern.

Im folgenden Winter bekamen Hannsens Kinder die Blattern, zwei Knaben starben, die übrigen entgingen dem Tode nur mit Mühe. Eines seiner besten Pferde brach kurz nachher den Fuß, und einen fetten Mastochsen fand man am Morgen tod im Stalle. Der Tod der geliebten Kinder kränkte das Herz des Vaters, der Verlust des Viehes machte den sonst so glücklichen Wirth äusserst traurig. Er

trug mit seinem Weibe häufigere Opfer nach dem Kloster, er betete mit ihr emsiger und anhaltender in der Kirche desselben, und hofte dadurch Gottes Zorn zu versöhnen, als aber im folgenden Sommer ein starker Wolkenbruch seine grasreichen Wiesen überschwemte, hoch mit Stein und Sand bedeckte, da glaubte er fest und ernstlich, daß die Fürbitte des beleidigten Klosters nicht würken könne, daß er stärkere und kräftigere suchen, und Gottes Zorn durch strengere Busse versöhnen müsse, wenn er Haus und Hof erhalten wolle.

Sein Beichtvater, ein einfältiger, dummer Mönch, dessen Rath er heischte, bestärkte ihn in seinem falschen Glauben, und ertheilte ihm den heilsamen Rath, nach einem zwar entfernten, aber um so berühmtern Kloster zu wallfahrten, wo man Macht und Gewalt habe, die grösten Verbrechen zu versöhnen, und den ruchlosesten Sünder so weiß zu

waschen, daß auch die strenge Gerechtigkeit Gottes keinen Flecken an ihm entdecken könne. Es wird euch, fügte der fürs Beste seines Ordens sorgende Mönch, zwar einige Thaler kosten, aber dafür entgeht ihr auch stärkerm Verluste und grösserer Gefahr.

Hans, der nur Rettung, sey sie auch noch so kostbar, wünschte und suchte, gelobte sogleich die Wallfahrt. Ehe ich ihm aber dahin folge, muß ich zuvor erzählen, durch welche Hülfsmittel sich dieses Kloster den so großen Ruf erworben hatte, und wie die Mönche desselben handelten, um die Büssenden in dem schrecklichen Irrwahne zu bestärken, daß man durch ein oft wiederholtes Gebet und durch Opfer, welche man darbrachte, Mord und Todschlag versöhnen, und die scheuslichsten Verbrechen der ausgearteten Menschheit ins Meer der Vergessenheit senken könne. Ich werde mich bei dieser Erzählung äusserst bestre-

ben, den unbefangenen Geschichtschreiber nachzuahmen, der nur das erwiesene, historisch richtige Faktum darstellt, es mit keiner Schminke besudelt, aber auch keine Schminke duldet. Groß sind oft die Thaten des Aberglaubens, aber auch eben so verheerend seine Würkungen! Wollte Gott, ich könnte mit Gewißheit sagen: Sie warens! Wollte Gott, ich müßte nicht mit gesenktem Blicke gestehen: Sie sinds noch!

In den angenehmen, so laut Gottes Grösse und Allmacht verkündigenden Thälern des T—Landes, liegt ein grosses, sehr schönes Kloster. Es lehnt seine hohen und stolzen Mauern an einen Berg, dessen Gipfel ewiger Schnee, ewiges Eis deckt, es blickt dem müden Pilger einladend durchs enge Thal entgegen, es würde die Bewunderung eines jeden Wanderers erregen, wenn nicht eben seine Lage am deutlichsten bewiese, daß des Men-

schen größtes Werk, die kleinste Kleinigkeit sey. Alle die weitläufigen Gebäude, alle die hohen, glänzenden Thürme schwinden in einen unmerkbaren Punkt zusammen, wenn man sie mit der Allmachtsgrösse des Schöpfers vergleicht, wenn man sie mit den ungeheuern Bergen mißt, die seine starke Hand hieher sezte. Der dumpfe, durchdringende Ton der Glocken, welche des Klosters Thürme zieren, fliegt dem horchenden Ohre unhörbar vorüber, wenn der Donner zwischen den Felsen rollt, oder die grossen Eisklumpen ins wilde Thal hinabstürzen, daß die Erde bebt, und der Schall in den Klüften umherbrüllt.

Vor fünfhundert Jahren baute hier ein Büssender seine einsame Zelle, und starb im Rufe der Heiligkeit. Im spätern Jahrhunderte gab dies einigen wandernden Mönchen Gelegenheit, hier ein Klösterlein zu stiften, welches nach und nach die sterbenden Edeln des

Landes

Landes reichlich begabten. Ehe die Hälfte eines neuen Jahrhunderts verfloß, wandelte diese Vergrabung das hölzerne Thürmlein in einen hohen Thurm um, dessen Quadersteine weit ins Thal hinabglänzten, die niedern Zellen der Mönche erweiterten sich in hohe, lustige Gemächer, die Raum genug hatten, ein Duzend Zecher und lustige Trinker zu fassen. Schon damals ging die Sage durchs Land, daß man sich in diesem Kloster von allen seinen Sünden reinigen, die schwerste Last von Herz und Gewissen wegbeten könne, weil der erste Stifter dieses Klosters, ein Erzgauner, ein verruchter Bösewicht, hier nicht allein Vergebung erflehte, sondern auch Kraft erhielt, Wunder zu würken, Kranke zu heilen und Teufel auszutreiben.

Diese Sage, welche manchen am Rande des Lebens schaudernden Sünder zur neuen Vergabung reizte, war ganz gewiß die Ursache,

daß die immer sich mehrenden, immer üppiger lebenden Mönche sich nach und nach in den Augen der unwissenden Laien zu Heiligen erhoben, die jedes Andenken der ruchlosesten Missethat tilgen, jedes Verbrechen versöhnen könnten. Lange herrschte dieser blinde Glaube im Lande, und nährte die Mönche reichlich, als aber andere Klöster erbaut wurden, und sich des nemlichen Vorzugs rühmten, da suchte der Neuende nicht mehr in der Ferne, was er in der Nähe fand, und die Einnahme des sonst so berühmten Klosters verringerte sich um ein grosses.

Damals theilten sich brüderlich, in den sogenannten Spekulationshandel, Mönche und Juden. Beide betrogen wakker, nur mit dem Unterschiede, daß der Erstere seinen treuherzigen Käufer immer nur künftiges Gut verkaufte, da der Leztere doch immer, wenn er auch noch so viel gewann, etwas Reelles liefern

muste. Hoch geehrt wurde in jedem Kloster derjenige Mönch, welcher den Mechanismus dieses einträglichen Handels vollkommen verstand, und sich in der lezten Lebensstunde, wo man so gerne für allen irrdischen Tand jenseitige Gewißheit kaufen möchte, als ein geistlicher Wucherer bewies. Diese Mäkler konnten dann sicher auf Ehrenstellen rechnen, aus ihnen ward immer der geschickteste zum Abte erwählt.

Eben wie man aus Mangel des geistlichen Wechselnegozes im Kloster zu T — täglich eine Speise weniger auf die Tafel setzen muste, nur vier, statt sechs Becher Wein leeren konnte, starb der alte, unthätige Abt, und einer der geschicktesten Mäkler behauptete seinen Plaz. Er untersuchte mit Forscherblick den Verfall der klösterlichen Einkünfte, er blickte durchs lange Thal hinab, ins tiefe Deutschland hinein, und überzeugte sich deutlich, daß im fetten Boden des Aberglaubens die Klöster wie Pilze empor

gewachsen, in jedem derselben Wechselbanken errichtet waren, die von der päpstlichen Kammer gegen äusserst billige Prozente privilegirt wurden, unter eigner Firma Anweisungen auf den unerschöpflichen Gnadenfond des ewigen Jenseits auszustellen. Er sann nach, wie er allen diesen Nebenbuhlern den Rang abgewinnen, wie er den idealischen Gewinn des Käufers versinnlichen, anschauend darstellen, und dadurch die Kauflustigen aus der Nähe und Ferne herbeylocken könne.

Und sieh da, sein Wunsch gelang vollkommen, sein Projekt übertraf selbst die kühne Erwartung eines jeden Mönches. Er baute, um seinen Entzweck zu erreichen, in der Kirche des Klosters ein neues Hochaltar, *)

*) So wird in jeder katholischen Kirche dasjenige Altar genannt, welches in der Mitte des Hintergrundes der Kirche steht, und in dessen Tabernakel die geweihten Hostien (das Hochwürdigste) aufbewahrt werden.

hinter dem Tabernakel desselben, ließ er eine große, viereckichte Oefnung wölben, in welche er nichts mehr und nichts weniger, als eine simple Laterna magika stellte, deren Bilder man nach Gefallen, ohne von dem Pöbel gesehen zu werden, in dem Innern des Altars verwechseln konnte. Ein Bild, welches den ofnen Höllenrachen mit allen seinen Attributen à la Kochem vorstellte, ein anderes, welches den Heiland der Menschen, wie er eben blutend am Kreuze verschied, und ein drittes, welches die Seligkeiten des Himmels nach irrdischen Ideen sehr reizend abbildete, waren die drei wesentlichsten Vorstellungen, mit welchen er diese Laterna magika auszierte.

Wenn nun in der Folge ein Sünder im Beichtstuhle erschien, so war sein Beichtvater schon unterrichtet. Ist deine Reue, sprach er dann zum Beichtenden, ächt und rein, so ist mir Gewalt gegeben, dich der Sünde und

Strafe zu entbinden. Doch vorher will ich dir Gelegenheit gönnen, dich von deinem jetzigen Zustande zu überzeugen. Geh hinter den hohen Altar, steige fünf Stufen in die Höhe, blicke ins Allerheiligste, und bringe mir Nachricht: Was du sahst! — — Zitternd und bebend kehrte dann immer der Sünder zurück, denn es war schon fest gesezt, daß er zum erstenmale den ofnen Höllenrachen sehen muste, in welchen eben einige feuersprühende Teufel eine arme Seele einführten. Ja, ja! verlohren, verdammt bist du, entgegnete dann immer der Beichtvater dem zagenden Büßer, must stracks zur Hölle wandern, wenn du nicht ächte Buße thust, nicht eifrige Fürbitter wählst! — —

Welcher Nothleidende und Hülfsbedürftige hascht nicht gerne nach den Leztern, er heischte sie stets dringend, und da man sich hienieden nicht gerne vergebens bemüht, so ward allemal der Vermögensstand des Bußfertigen sorgfältig

geprüft, und dann das Opfer festgesezt, welches er dem Kloster darbringen muste, wenn es dagegen sein eifriger Fürbitter werden sollte. Der Büssende ward, wenn er dies erlegte, auf drei, sechs, auch zehn und zwanzig Tage zur Geduld verwiesen, muste diese Zeit hindurch fleissig in der Herberge des Klosters zehren, emsig in der Kirche desselben beten, und genoß dabei die süsse Hofnung, daß alle Gebete, alle Messen, welche unter dieser Zeit von den Mönchen gesprochen und gelesen worden, zu seiner Versöhnung kräftiglich würken würden.

War nun die Prüfungszeit vollendet, so erschien der Sünder wieder im Beichtstuhle, und ward sogleich zum zweiten Blicke ins Allerheilige verwiesen. Er sah dann gemeiniglich den sterbenden Heiland am Kreuze. Frohlokkend rief alsdann der Mönch dem rückgekehrten Erzähler zu: Glücklicher Sterblicher, dein

Heiland will dein Vermittler werden, will mit seinem kostbaren Blute deine Sünden abwaschen, will dich mit dem strengen, väterlichen Richter versöhnen. Halte an, im Gebete, opfere noch mehr, und du wirst gereinigt von deinen Missethaten von hinnen ziehen!

Der Sünder befolgte den Auftrag pünktlich, kehrte zur bestimmten Zeit zurück, sah zum leztenmale ins Allerheilige, und sah dann gemeiniglich den ofnen Himmel, zu welchem eine weisse Taube empor flog, die viele Engel mit ofnen Armen erwarteten. Die weisse Taube, sprach nun der Beichtvater, ist deine von allen Sünden und Verbrechen gereinigte Seele, so wird sie schnur stracks gen Himmel fahren, wenn du izt stirbst, oder in der Folge nicht mehr sündigst! Gehe in Frieden, deine Sünden sind vergeben und versöhnt. Du bist nun ein sicherer und künftiger Bewohner des Himmels!

Man setze sich nun in die Lage des armen Sünders, man denke sich nun den festen Glauben desselben, und fühle Freude und Wonne mit ihm! Kein Gewissensbiß nagt mehr an seinem Herzen, keine Last ängstigt und quält es mehr, er hat sich mit eignen Augen überzeugt, daß er gereinigt sey von allen seinen Sünden, daß er im Himmel mit ofnen Armen erwartet werde. Ganz natürlich wars nun, daß er aus Dankbarkeit der Verkündiger der grossen Wunder wurde, welche die Mönche zu T— täglich übten, daß er jeden, den sein Gewissen ängstigte, zur vollkomnen Versöhnung dahin verwies.

Ehe zwei Jahre verflossen, sprach schon halb Deutschland von der wunderthätigen Macht des Klosters, ehe das dritte endigte, wallfahrteten schon alle, die mit schweren Sünden beladen waren, dahin, um gereinigt und versöhnt rückkehren zu können. Ueberfluß und

Genuß aller Delikatessen herrschte bald in diesem Kloster, und da der Abt klug genug war, die Brodsamen, welche vom Tische seiner schwelgenden Mönche herabfielen, unter die nahen und entfernten Klöster seines Ordens brüderlich zu vertheilen, so wurden diese aus Dankbarkeit die Lobredner des unerschöpflichen Gnadenquells, welcher im Kloster zu T— zum Troste und zur Erquickung der bußfertigen Sünder entsprungen sey, und stets reichlich hervorströme. Das elende Kunst- und Trugstück des Abts ward mit dem Teiche Bethsaida verglichen, und jenem der Vorzug noch über den lezten eingeräumt, weil man dort nicht Jahre nur Tagelang harren mußte, um geheilt und gesund heim zu gehen.

Da die Erfindung des Abts so herrliche Früchte brachte, so ward sie in der Folge weit stärker vermehrt und verfeinert. Man stellte

in diese Laterna magika noch viele andere Bilder, welche, je nachdem der Spähende reich oder arm war, die Versöhnung verzögerten oder beförderten. Oft, wenn er vor dem ofnen Höllenrachen zurückbebte, und wieder hinzutrat, sah er erst die Quaalen des Fegfeuers, und wenn er sich durch neue Opfer aus diesem errettet hatte, fand er einen betenden Heiligen, der für ihn mit erhabnen Armen zum Himmel flehte. Neue Opfer brachten ihn dann endlich dem Himmel näher.

Um Ordnung unter der Menge der Beichtenden zu erhalten, ward in der Folge der so wunderthätige Kasten versperrt, und der Sünder, welchem ein Blick darein vergönnt wurde, erhielt erst aus der Hand seines Beichtvaters den Schlüssel dazu. Aufmerksame Beobachter wollen wahrgenommeu haben, daß ein geheimer Glockenzug dann immer den Direktor der

Maschine unterrichtete: Welches Bild er dem Kommenden darstellen sollte.

Wahr und gewiß ist es übrigens, daß sich diese Täuschung bis in unser Jahrhundert erhielt, daß sie noch vor einigen Jahren, ohne Hinderniß, ohne Entdeckung zu befürchten, fortwürkte!!! Der denkende Reisende erstaunt mit vollem Rechte, wenn er dies Kinderspiel beherzigt, seine grosse, oft auch schreckliche Würkung überdenkt. Die Pracht der Kirche ist groß, die Schazkammer derselben, der Werth der goldnen und silbernen Opfer übersteigt alle Erwartung. Pilger aller Nazionen versammeln sich dort, und finden in den häufigen Beichtstühlen ihrer Sprache kundige Mönche, die noch immer ungescheut das Spiel des finstersten Aberglaubens forttreiben. Es ist unglaublich, aber es ist noch weit unglaublicher, daß es wahr ist!

Zu diesem Kloster wallfahrtete nun der arme, geängstigte Hanns. Um früher Vergebung seiner Sünde zu erlangen, um grössere Strafe von seinem Hause und Hofe abzuwenden, sattelte er sein bestes Pferd, und trabte anhaltend fort. Leicht und wohl wards ihm ums Herz, als er von Ferne die Zinnen des Klosters erblickte, zagend und hoffend, fürchtend und zweifelnd wankte er zum Hochaltar, als sein Beichtvater ihm den Schlüssel reichte. Er öfnete zitternd die Thüre, blickte hinein, sah den ofnen Höllenrachen, und die feuersprühenden Teufel, welche seine Seele ohne Barmherzigkeit in den Feuerpfuhl versenkten. Dieser schreckliche, unerwartete Anblick raubte dem Unglücklichen auf der Stelle seinen Verstand, er war mit der festen Ueberzeugung hieher gereist, daß er nur hier Vergebung seiner schweren Sünde erlangen könne, er hatte mit vollem Rechte Trost, wenigstens Hofnung erwartet. Der schreckliche Anblick raubte ihm

beides. Du bist ewig verdammt! schallte es in sein Ohr und drang durch alle Nerven. Ich bin ewig verdammt! lallte sein Mund, er eilte aus der Kirche, und wie sein Beichtvater nach ihm fragte, war er schon aus der Gegend verschwunden.

Erst nach sechs langen Wochen, kehrte er zur harrenden Gattin heim. Sein armes Pferd, das matt unter ihm wankte, auf zwei Füssen hinkte, und äusserst mager war, erkannte wahrscheinlich die nahe Heimath, durch welche der arme Wahnsinnige eben ziehen wollte, und trug ihn zum Stalle, in welchem es bessere Pflege kannte. Hier fand es am Abende der Knecht, und seinen Herrn auf diesem, er mußte sich mühen, ihn für diesen zu achten, weil die wilden, starren Blicke den Unglücklichen äusserst verstellten. Sein Geschrei: Der Hauswirth ist heimgekehrt! erregte anfangs Freude im ganzen Hause, alle eilten ihm mit

ofnen Armen entgegen, aber alle schauderten zurück, als er sie mit fürchterlichen Blicken anginzte, als er ihnen zurief: Ich bin verdammt, und ihr alle seyd verdammt!

Nur mit Gewalt konnte man ihn nach der Stube schleppen, man mußte an seinem Lager wachen, weil er immer entfliehen wollte. Schon am dritten Tage raßte er fürchterlich, und die trauernde Gattin konnte es nicht hindern, als man ihn mit Ketten fesselte, weil sie für das Leben ihrer Kinder zagte, die er einigemal erwürgen wollte, um den hungrigen Teufel damit zu füttern, welcher seiner Einbildung nach, stets mit ofnen Krallen vor ihm stand. Das Bild der Hölle stand fest vor seiner Seele, sein Weib und seine Kinder konnten es nicht wegbeten, kein Arzt die Quaalen lindern, welche der immer dauernde Anblick ihm verursachte. Ich bin verdammt! Dies waren die einzigen Worte, welche er stets und

endlich so schrecklich, so fürchterlich ausprach, daß niemand sich ihm mehr nahen, keiner ihn pflegen wollte.

Vergebens versuchten es die Mönche, die Wunde zu heilen, welche sie selbst geschlagen hatten. Wenn sich einer aus ihnen dem Unglücklichen nahte, so raßte er schrecklich, und klammerte sich fest an sein Lager an, weil er wahrscheinlich den Mönch für den Teufel nahm, und wähnte, daß er ihn zur Hölle schleppen wolle. Dies gab in der Folge Gelegenheit, den armen Wahnsinnigen für einen Besessenen zu achten, den kein Priester retten und erlösen könne, weil er sich durch sträflichen Wucher zu schwer an ihnen versündigt habe. So fand der Aberglaube selbst in seiner schrecklichen Würkung neue Nahrung, und errichtete sich einen Thron auf dem Rücken des Elenden, den er vorher zu Boden getreten hatte.

Die Unverwandten des Unglücklichen erfuhren nie die eigentliche Ursache seines Wahnsinnes, sie wähnten nur, daß sein Verbrechen ihm schon früher den Verstand verwirrt habe, ehe er seine Wallfahrt vollendete, und den Gnadenort erreichte. Die Mönche bestärkten sie in dieser Meinung, und nahmen ohne Scheu die häufigen Opfer an, welche ihnen die arme Gattin darbrachte, um das Leiden ihres Mannes zu mildern.

Er starb erst nach funfzehn Jahren, er duldete hienieden noch schreckliche Pein, er starb in einem heftigen Anfalle von Raserei, und ging in eine bessere Welt hinüber, wo kein Mönchsstrug das hellsehende Auge blendet, wo er den gerechten, aber auch barmherzigsten Richter fand, den habsüchtige Priester oft als den größten Tirannen schildern.

O die Würkungen des Aberglaubens und seines täuschenden Trugs sind schrecklicher, sind verheerender, als der Philosoph glaubt, und der Menschenfreund wähnt. Wollte ich nur die Biographien der Unglücklichen liefern, welche in der Hand eines harten Beichtvaters, eines fanatischen Predigers ihren Verstand verlohren, mein Werk würde zu einer Grösse anwachsen, die selbst der weite Arm der sanften Duldung nicht umfassen könnte. Ich verehre die Religion mit innigster Ehrfurcht, ich verehre die würdigen Diener derselben, aber ich hasse den Hirten, welcher seine Heerde mit Fantomen und Gespenstern schreckt, und sie hindert, die Weide zu genüßen, welche Gott zu ihrem Genusse erschaffen hat.

Wenn man zur Zinne der Wahrheit empor klimmt, und hinab blickt ins Thal, in die Werkstätte des Aberglaubens, so muß man über seine Thaten erstaunen. Hier baut

er schwankende Brücken über die fürchterlichsten Abgründe, dort stellt er warnende Zeichen am Gräbchen aus, das der sechsjährige Knabe ohne Gefahr überschreiten kann. Er läßt seine Diener am schroffen Felsen umherklettern, und spottet des Klugen, der auf der breiten, gebahnten Heerstrasse wandelt. Er entreißt der weinenden Witwe den schirmenden Schild, und deckt damit den Mörder ihres Gatten. Er reicht der frohen Buhldirne seine Hand, und stößt die tugendhafte Jungfrau vom Pfade hinab, auf welchem er jene leiten will. Er wirft Feuer in die friedliche Hütte des Weisen, und baut der Dummheit vergoldete Paläste. Er stiehlt dem hungrigen Armen sein Brod, und mästet damit die Hunde der Reichen. Er handelt mit Fetzen und Lumpen, und läßt sich solche gleich Diamanten bezahlen. Er mißt die ewige Seligkeit mit der Elle, und verkauft die Länge eines Jahrtausends für einen Pfennig! Er be-

weist mit unumstößlichen Gründen, daß der Geizhals, Trunkenbold, Wollüstling und Mörder nicht in das Reich Gottes eingehen könne, und gibt jedem aus diesen einen Freibrief, damit er auf einem Seitenwege hineinschleichen könne. Er verflucht den Judas Ischariot, der seinen Meister um dreißig Silberlinge verrieth, und bietet im folgenden Augenblicke um einen derselben dem Unwürdigsten der Menschen das Verdienst des göttlichen Heilandes zum Kaufe an. Er wuchert mit Himmel und Hölle, und schachert gleich einem Juden mit dem Fegfeuer.

Das steinerne Brautbett;

oder

Hugo und Kleta.

(Fortsetzung.)

Wie Hugo am andern Morgen zu Edeldrud eilte, um über das, was sie ihm am vorigen Tag nicht entdecken wollte, Aufschluß zu erhalten, fand er dieselbe tod. — Die trauernde Kleta sank schluchzend in seine Arme, und ohne zu sprechen, rannen häufige Thränen ihre Wangen herab. Nichts

war im Stande, die Traurende zu beruhigen. Hugo mußte, nach damaliger Sitte, sich entfernen, und durfte nur erst, als Edeldrud beerdiget war, zu Kleta wieder kehren. Ihm dünkten diese wenigen Tage eine Ewigkeit. Endlich verflossen auch diese, und er sah seine Kleta wieder.

Mein Hugo, sprach sie, der Fluch meiner Mutter ruht auf mir, wenn ich dich liebe! und doch — und doch! — hier verbarg sie sich an seinen Busen; nur der Grund des Verbots von Elbruden blieb ihnen ein Geheimnis. Endlich erinnerte sich Kleta des Schmuckkästchens, wovon ihre Mutter ihr gesagt hatte, und worinnen die Papiere derselben verwahrt lagen; allein ein Zeddel, welcher daran befestiget war, mit dem Befehle: Solches nicht eher als einen Monden nach Kleta's Heirath zu eröfnen; vernichtete auch diese Hofnung.

Man dachte endlich an den Mönch, und an den Eindruck, den derselbe auf Edeldrud, und diese auf ihn gemacht hatte: aber bei der Kunde nach diesem ward ihnen zur Antwort, daß er an einem hitzigen Fieber darnieder liege, und daß man an seinem Leben zweifle. Also war auch hier keine Auskunft zu erwarten.

Hugo, der dem Glück seiner Liebe sich so nahe glaubte, sah sich immer weiter davon entfernt. Der Kaiser Ludwig, den Regierungsgeschäfte nach München riefen, ließ Zubereitungen treffen, um dahin aufzubrechen. Hugo war genöthiget, demselben zu folgen, allein Kleta unbeschützt zurück zu lassen, schien ihm unmöglich. Er versuchte alles, seine Kleta zu einer Verbindung mit ihm zu bereden. Sie war es zufrieden, wenn ein Priester den schrecklichen Fluch ihrer Mutter lösen würde. Sehr bald fand

sich ein dienstfertiger Priester, der denselben aufhob; und Kleta eilte mit ihrem Geliebten nach München, wo nach Verlauf einiger Monate die Hand eines Priesters sie auf immer verband.

Indeß Hugo und Kleta im Genuß ihrer Liebe sich glücklich fühlen, kehren wir nach Regensburg zurück. Nach einigen Monden erholte sich der Mönch, der bei dem Anblick Edeldruds so betroffen war, von seiner Krankheit. Er erkundigte sich sogleich nach Edeldrud und Kleta, man berichtete ihm den Tod der erstern, und auch, daß Kleta mit Hugo nach München gereiset, und wahrscheinlich nun mit ihm vermählt sei.

Hätte Edeldrud ihrer Tochter erlaubt, ihre Lebensgeschicke früher zu eröfnen, so würde sie ihr einziges Kind nicht in grän-

zenloses Elend gestürzt haben. Um dieses

zu verhindern, eilte der alte Mönch, der niemand anders als Otto von Fahrwangen war, nach München; Kleta aber war bereits mit Hugo nach ihrer mütterlichen Burg in Böhmen abgereist, wohin auch er in schneller Eile folgte. Er fand dieselben bei seiner Ankunft in ihrem Garten. Sein fürchterlicher Blick schreckte beide, und sie argwöhnten den Sturm, der ihnen drohte.

Mönch. Ihr seid verheirathet?

Hugo. Seit einem Monden.

Mönch. Unglückliche! und ihr ahndet nichts — — Kleta ist deine Schwester, du, Hugo, bist ihr Bruder.

Bei diesen Worten war der Greis einer Ohnmacht nahe — Hugo wollte ihn zu einer Rasenbank leiten —

Mönch. (auf Kleta zeigend) Stehe erst dieser bei, dann will ich weiter mit dir sprechen. Meine Nachricht war ihrem Ohre zu schrecklich, sie sinkt, stehe ihr bei, ich vermags nicht!

Erst als Kleta wirklich sank, eilte Hugo zu ihrer Hülfe herbei, die er selbst nöthig hatte, weil die Schreckensworte des Unbekannten all sein Glück, alle seine frohen Aussichten mit einmal vernichteten. Er schleppte die Ohnmächtige nach ihrem Gemache, und eilte in den Garten zurück, um die schreckliche Nachricht besser zu prüfen, sie mit allen möglichen Gegengründen zu bestreiten. Aber bald ward ihm volle Gewißheit seines Unglücks.

Sein ehemaliger Pflegvater, der Edle von Immenthal, hatte ihn lange Zeit als seinen eignen Sohn erzogen, wie er aber

alt und siech wurde, da entdeckte er ihm, daß er nicht sein Kind, sondern der Sohn des Unglücklichen Otto von Farwangen sei, den er einst als Freund liebte, und der ihm solchen, wie er noch nicht lallen konnte, bei Nachtzeit überbracht, und als das einzige Pfand einer höchst unglücklichen, aber namlosen Liebe anvertraut habe. Ich weiß nicht, sprach der Greis damals zu Hugo, ob dein Vater noch hienieden wallt, damit du ihn aber, wenn dich Gott in seine Arme führen sollte, sicher und gewiß erkennst, so verwahre dieses Stück eines zerbrochnen Ringes mit möglichster Sorgfalt. Derjenige, welcher dir die andre Hälfte zeigt, ist dein Vater, ehre ihn als diesen, denn er ist höchst unglücklich, leidet aber auch höchst unschuldig. Sage ihm, daß ich alles gethan habe, um Freundespflicht an dir zu erfüllen. Sein Name ist ausgelöscht unter den Namen der Edlen des Landes, ich habe

es durch dringende Bitte beim Kaiser erhalten, daß du den Meinigen führen darfst. Wollte Gott, ich könnte dir auch meine Veste zum Erbtheile hinterlassen, aber, ehe ich diese zweite Bitte an den Kaiser wagte, war mit dieser schon ein verdienter Krieger belehnt worden, ich kann dir nichts als mein Schwerdt hinterlassen, welches dir, wenn du es gut führst, erst eine ähnliche Belohnung erwerben muß.

Hugo erinnerte sich izt dieser Worte. Er trug die Hälfte des goldnen Rings stets auf seiner Brust, er war stolz auf seinen unglücklichen Vater, dem der izt regierende Kaiser schon längst zu verzeihen geneigt war; er wünschte oft sehnlich, ihn zu sehen und zu umarmen, aber er wähnte nicht, daß die Erfüllung dieses Wunsches ihn höchst unglücklich machen würde. Izt nahte er sich,

mit dem Ringe in der Hand, zitternd dem Mönche.

Ha, ich verstehe, sprach dieser, du willst prüfen: Ob ich dein Vater bin? Da nimm (indem er ihm die andre Hälfte reichte) und sieh zu, ob sie nicht eins ausmachen. Hugo fügte die Stücke zitternd zusammen, und sank überzeugend zu des Mönchs Füssen nieder. Wenn du mir auch den Todesbecher reichst, so soll diese Grausamkeit mich doch nicht hindern, dich als Vater zu grüssen und zu ehren. Der Mönch sank gerührt an seine Brust hinab, sie fühlten noch lange, ehe Hugo es wagte den wiedergefundenen Vater zu fragen: Ob sein geliebtes Weib würklich seine Schwester sei? Ob Trennung von ihr ihn würklich gränzenlos elend machen müsse?

Mönch. Wollte Gott, ich könnte dich trösten! Wollte Gott, ich hätte deine un-

glückliche Heirath nie erfahren. Der Unwissende kann nicht sündigen, ihm wird daher sichere Verzeihung, aber izt — — izt muß ich reden, ich kann, ich darf meine Sündenschale nicht noch mehr belasten, sie ist ohnehin tief gesunken. Nur Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit des Ewigen läßt mich hoffen, daß meine Reue sie heben wird. Um dich zu überzeugen, muß ich dir meine ganze Lebensgeschichte erzählen. Verachte mich nicht, wenn dein Vater dir offen gesteht, daß er einst ein ruchloser Bösewicht war.

Ich diente, als ich vier und zwanzig Jahr alt war, an Kaiser Albrechts Hofe, Rudolph von Palm war mein vertrautester Freund, er verbündete sich mit Herzog Johann gegen das Leben des Kaisers, und führte in seiner Gesellschaft das Bubenstück aus. Ich hatte keinen Theil an der That,

ich muthmaßte sie nur aus seinen zweideutigen Reden, und war zu sehr Freund, um ihn durch Verrath unglücklich zu machen. Ich blieb, als die Thäter flohen. Wie aber Albrechts Kinder das Nachschwerdt ergriffen, jeden, der mit den Thätern ehemals Gemeinschaft pflog, vor ihr Gericht führten, und oft allzu streng richteten, da trieb auch mich Angst und Furcht in die Flucht.

Ich ward dadurch verdächtig, überall gesucht und verfolgt. Ich floh bis an Böhmens Gränzen, irrte in seinen Wäldern umher, und machte endlich mit einer Räuberhorde Bekantschaft, welche in den Höhlen des Forstes ungestöhrt wohnte, und mich in ihren Bund aufzunehmen versprach. Ich sah nirgends Sicherheit, nirgends Hofnung für mich, und ergriff diese einzige, um mein Leben zu fristen, nicht Hunger

zu sterben. Ich bekenne es dir offen, daß ich in ihrer Gesellschaft raubte, und mir bald durch meine Tapferkeit Ansehen und Hochachtung erwarb.

Um ihren mächtigen Bund für Entdekkung, und möglichem Verrath zu sichern, hatten sie manche grausame Gesetze unter sich errichtet. Eines der grausamsten war, daß zwar jedes Glied berechtigt war, sich unter den Töchtern des Landes eine Dirne zu rauben, und sie als sein Weib heimzuführen, aber er mußte vorher schwören, daß er es nicht hindern wolle, wenn man der Unglücklichen die Zunge abschneide, damit sie bei möglicher Flucht oder Entdeckung nichts verrathen könne. Ich schauderte, als ich sehr viele solcher unglücklichen Geschöpfe in den Höhlen umherwandeln sah, ich staunte; aber noch mehr, als ich mich überzeugte, daß viele dieser sprachlosen Dirnen ihren Gatten

offen

offen und innig liebten, ihre Kinder sorgfältig, und als treue Mütter pflegten.

Nach einem Jahre starb der Anführer der Horde, welche izt über dreihundert Glieder stark war. Alle erkannten mich als den Tapfersten, und wählten mich zu ihrem Hauptmanne; ich mußte schwören, daß ich ihren Bund aufrecht erhalten, und jedes Gesetz mit Strenge schützen wollte. Wie ich einst mit einigen meiner Untergebnen von einem glücklichen Raube zurück nach unserm Forste kehrte, begegnete mir die schöne Edeldrud, sie hatte wahrscheinlich in einer nahen Kapelle gebetet, ihr Schleier wallte frei umher, sie deckte erst ihr Angesicht damit, als wir uns ganz nahten. Ihr Engelgesicht, ihre reizende Gestalt weckte Liebe in mir, mein Herz flog ihr entgegen, und folgte unwillkürlich, als sie nach der väterlichen Veste zog. Ich wälzte mich schlaflos

auf meinem Lager umher, ich sah nur ihre Gestalt, innige Liebe zu ihr wallte durch mein heisses Blut, durchdrang iede meiner Nerven, und machte sie kraftlos, ich glich einem Träumenden, einem Kinde, das emporstrebt und wieder zurücksinkt.

Die Räuber achteten mich für krank, und gönnten mir Ruhe, ich nüzte sie, und verbarg mich täglich nahe bei der Kapelle, um die holde Dirne noch einmal zu sehen. Sie kam oft dahin, und meine Liebe mehrte sich immer, sie heischte stürmisch Trost und Rettung, ich wallte verzweiflungsvoll umher, und würde untergelegen seyn, wenn einige Räuber nicht meinen Zustand geahndet, mir Aussichten geöfnet hätten, die ich vorher nie zu denken wagte.

Sie riethen mir einstimmig, daß ich die Dirne entführen, und zu meinem Weibe ma-

chen solle. Ich ergrif diesen Rath mit ungestümer Freude, aber ich schauderte zurück, als ich überlegte, daß ich sie hülflos unglücklich machen würde, wenn man das grausame Gesetz an ihr üben, ihr die Zunge abschneiden werde, die izt immer so andächtig betete. Laßt mich sterben, sprach ich zu den Räubern, ich liebe nicht gleich euch, ich kann den Gegenstand meiner innigsten Liebe nicht verunstaltet sehen. Die Räuber schienen mein Leid zu fühlen, sie sahen nebenbei ein, daß ich unthätig verschmachten würde, sie traten an mein Lager, und versprachen mir, des Gesetzes Vollstreckung nicht zu fordern, aus ächter Neigung zu ihrem Hauptmanne eine Ausnahme zu machen, und meines künftigen Weibes Zunge nicht zu berühren. Dieses Gelübde machte mich wieder froh und thätig, ich zog bald hernach mit den Tapfersten meiner Gefährten auf Späh, lauerte drei Tage lang bei der Kapelle, und raubte

die Inniggeliebte glücklich am Abende des dritten Tages.

Wir trugen sie ohnmächtig in unsre Höhlen; als sie erwachte, kämpfte Verzweiflung mit ihr, sie haßte und verachtete mich als den Urheber ihres Unglücks, und fluchte mir, wenn ich flehend Liebe von ihr heischte. Ihre Gegenwart mehrte diese bis zur Wuth, die ruchlosen Räuber weckten sie noch mehr durch Spott und Hohn, sie lachten über den so tapfern Hauptmann, der ein schwaches Weib nicht zwingen könne. Verachte, verabscheue deinen Vater nicht, wenn er dir offen gesteht, daß die Macht der heftigsten Leidenschaft endlich siegte, daß er mit Gewalt raubte, was man seiner Bitte nicht gewährte. Glücklicher Erfolg krönte dies schändliche Unternehmen; die kühne, oft rasende Dirne ward bald ein duldendes, schmachtendes Weib, sie schien ihr Unglück tief zu fühlen, aber sie rächte es nicht durch Schimpf-

worte, nur durch Thränen. Schon im ersten Jahre gebahr sie mir einen Sohn. Dieser warst du! O ich hob dich dankend und frohlokkend in die Höhe, als ich dich zum erstenmale in ihren Armen erblickte, sie schien meine Liebe zu fühlen, und lohnte sie zum erstenmale mit einem freiwilligen Kusse.

Als du erst ein halbes Jahr alt warst, ward uns Nachricht, daß der böhmische König Johann seine Braut Elisabeth als Weib nach Prag geführt habe, und dieser in einigen Tagen der kostbare Schatz folgen würde, welchen sie von ihrem Vater Wenzel ererbt, und bisher auf einer Veste bewahrt hatte, die nur eine Tagereise weit von unsern Höhlen entfernt lag. Meine Gefährden hatten ausgekundschaftet, daß nur zweihundert Lanzenknechte ihn geleiten würden, und achteten den Raub desselben für leicht und möglich.

Ich stellte ihnen vergebens vor, daß der kriegerische König diesen Raub — wenn er auch gelinge — durch die strengste Spähe und stärkste Rache ahnden würde, aber die Verblendeten behaupteten, daß dieser Schatz hinreiche, jeden der Verbündeten auf Lebenszeit glücklich zu machen. Wir weilen, sprachen sie, nur so lange in unsern Höhlen, bis wir ihn getheilt haben, vernichten dann unsern Bund, und zerstreuen uns in der weiten Welt, um die Früchte unsrer Tapferkeit ruhig und ohne Gefahr zu genüssen. Dir soll vierfacher Theil werden, du wirst dann leicht auch einen Winkel der Erde finden, wo du ihn mit deinem geliebten Weibe eben so ruhig genüssen kannst.

Dies Versprechen reizte mich, ich hatte erfahren, daß der neuerwählte Kaiser Heinrich von Luxemburg die allzu strenge Rache der albrechtischen Familie tadle, und zu hindern suche. Ich hofte unter erborgtem Namen wie-

der in der Welt mit dem noch immer innig geliebten Weibe leben zu dürfen, und zog mit allen Räubern aus, um mein Glück zu fördern. Der Kampf war leicht, der Raub glücklich, die sichern Lanzenknechte wurden in einem Thale überfallen, und meistens getödtet. Wie wir aber die grosse Menge der Saumrosse seitwärts leiten wollten, zog ein bairischer junger Herzog, ein Sohn des itzigen Kaisers Ludewig mit sechshundert Reitern die Strasse herauf, um in Prag das Hochzeitfest des Königs feiern zu helfen. Einige der entflohnen Lanzenknechte hatten ihm vom Raube benachrichtigt, und um Hülfe gebeten. Er stürmte mit Uebermacht auf uns ein, wir mußten fliehen, und die Beute den Siegern überlassen. Viele der Räuber blieben verwundet auf dem Schlachtfelde liegen, aus diesen hatte er wahrscheinlich das Bekenntniß unsers Aufenthaltes erzwungen, denn, wie ich am andern Tage mit weniger als zweihundert den Eingang des For-

stes erreichte, sah ich ihn mit seiner ganzen Macht gegen uns anziehen. Ich gedachte meiner Edeldrud und ihres Kindes, und sandte sogleich dreisig Reiter ab, damit sie aufs eiligste Weiber, Kinder, und die in den Höhlen verborgnen Schätze retten möchten. Ich beschied sie nach einem andern, uns wohlbekannten Forste, und versprach gegen die Sieger wenigstens so lange zu kämpfen, bis ich alles gerettet, und in Sicherheit zu seyn achten würde.

Der Herzog näherte sich würklich, er hatte neuen Widerstand nicht vermuthet, seine Reiter wichen anfangs zurück, wie wir uns, beschüzt von den Bäumen, tapfer gegen sie wehrten. Bald faßten sie aber neuen Muth, und kämpften mit Vortheil, ich mußte weichen, aber ich leitete sie abseits, und erneuerte immer den Kampf, um meinen Abgesandten Zeit zur Rettung zu gönnen. Wie ich alles in

Sicherheit glaubte, und die Zahl meiner Kämpfer sich immer minderte, sammlete ich sie schnell, und entschwand bald mit ihnen dem Auge des Siegers. Wir jagten rastlos nach dem bestimmten Forste, und harrten unter seinen Felsen der geretteten Weiber, Kinder und Schätze.

Erst am andern Tage meldeten die Späher auf den Felsenspitzen, daß die Geretteten eben im Thale heraufzögen, ich eilte ihnen entgegen, suchte meine Edeldrud unter ihnen, und fand sie nicht. Wie ich angstvoll nach ihr fragte, überreichte mir ein Weib meinen Sohn, dich, geliebter Hugo. Ich schloß dich dankend in meine Arme, und forschte aufs neue nach Edeldrud. Ein Räuber trat zu mir. Hauptmann, sprach er, ich rufe alle Gegenwärtige zu Zeugen auf, daß ich alles anwandte, um deine Geliebte gleich diesen zu retten, aber sie achtete weder Ernst noch Bitte, sie wollte nicht

weichen aus ihrer Höhle, und widersezte sich jeder Gewalt. Die Zeit war dringend, die Horchenden hörten schon von ferne Huftritte. Du wirsts nicht ahnden und rächen, wenn ich an unsre Sicherheit dachte, die Widerstrebende zurückließ, ihr aber, nach dem einstimmigen Rath aller, die Zunge abschnitt, damit sie nicht deine, nicht unsere Verrätherin werden könne.

Ich wills nicht wagen, dir meinen Zustand zu schildern, er war unnennbar wie mein Schmerz. Ich durchbohrte die Brust des ruchlosen Thäters, ich raßte, und man war gezwungen, mich zu binden, um neue Mordthat zu verhüten. Erst am dritten Tage konnte ich wieder fühlen und denken, ich war matt und kraftlos, bat und flehte, daß man mir erlauben möge, bei den verlaßnen Höhlen zu kundschaften, und wenigstens meine arme Edelbrud zu retten, wenn Rettung noch möglich sei.

Viele der Räuber liebten und ehrten mich, sie fühlten Mitleid mit meinem Zustande, und begleiteten mich nach den Höhlen. Mein Jammer, dessen Grösse ins Unendliche reichte, fand dennoch Stof zur Vermehrung. Die Sieger hatten unsre so verborgnen Höhlen würklich gefunden, sie im Zorne und Ingrimme mit Holz und Reissern dicht angefüllt, und Feuer darein geworfen. Noch glimmten Kohlen darinne, und die schreckliche Hitze verwehrte uns den Eingang. Ich konnte nichts anders vermuthen, als daß die so schwer verwundete, von niemanden gepflegte Edeldrud, als sie hülflos auf ihrem Lager schmachtete, ein Raub der Flammen geworden sei. Ich raßte von neuen, und hätten es meine Gefährden nicht gehindert, ich würde mich in die glühenden Höhlen gestürzt, und dort geendet haben.

Mein Gram, der rastlos an meinem Herzen nagte, machte mich unfähig, der Räuber

Hauptmann zu bleiben, sie hatten sich neue Höhlen gewählt, und nisteten wieder, wie ehe, unter den Felsen. Als sie einst auf Raub auszogen, und ich wieder Kräfte in mir fühlte, nahm ich dich in meine Arme, und verließ die Höhlen mit dem festen Vorsatze, nie mehr rückzukehren, und all mein Lebelang in strenger Ausübung meine Verbrechen zu bereuen. Ich gelangte glücklich bis zur Veste meines ehemaligen Freundes Immenthal, entdeckte mich ihm, und ward wohl aufgenommen. Er versprach, dein Vater zu werden, mehr forderte und heischte ich nicht. Im Pilgerkleide wanderte ich nach Avignon, beichtete meine Sünden, erhielt Verzeihung, ward endlich in ein Kloster aufgenommen, und da ich mich mit Eifer den erforderlichen Wissenschaften widmete, in der Folge zum Priester geweiht.

Mein Ordensgeneral sandte mich vor Jahresfrist mit Aufträgen nach Deutschland, ich

erfüllte sie gerne, weil ich mich nach meinem Vaterlande sehnte, und vorzüglich zu wissen wünschte: wie es dir ergehe? Ich sprach in Immenthals Veste ein, und erfuhr, daß er todt, sein geliebter Pflegsohn aber an des Kaisers Hofe lebe, und sein Liebling sei. Eilend floh ich nach Regensburg, sah dich, in dir mein Auge, mein ganzes Gesicht, und fühlte zum erstenmale wieder reine Freude. Niemand kannte mich, ich lebte einsam in meinem Kloster, ging nur aus, wenn ich dich sehen konnte, und sättigte mich mit der Ueberzeugung, daß du ein edler, guter Sohn seist. Oft wollte ich mich dir nahen, oft dir es zuflüstern, daß dein Vater noch dulde und leide, aber ich zögerte immer und bald aus Vorsatz, weil ich dir die Freuden des nahen Turniers nicht verbittern wollte. Ich sah dich oft im Kampfe, und war auch zugegen, als die schönste, aber mir unbekannte Jungfrau, dir den Preiß reichte, und deine Wange küßte. Damals ahndete ich noch

nicht, daß diese Jungfrau dein Weib werden, deine Schwester seyn könne.

Einige Tage nachher ward meine Sehnsucht, dich zu umarmen, grösser, ich wollte am andern Tage dich besuchen, und las aus dieser Absicht schon sehr früh die Messe. Wie ich schon geendet hatte, und das Volk segnen wollte, erblickte ich am Fusse des Altars deine Mutter, meine noch immer unvergeßliche Edeldrud. Sie starrte fürchterlich zu mir empor, und ich staunend zu ihr hinab, meine Füsse zitterten, meine Sinne wichen, ich sank ohnmächtig zu Boden, und lag auf dem Lager meiner Zelle, als ich wieder denken und empfinden konnte. Ihr Bild schwebte vor mir, Fieberhitze glühte in meinen Adern, und raubte mir bald wieder den Verstand. Zwei Monden kämpfte ich mit dem Tode, im dritten erholte ich mich erst langsam. Ich hatte keinen Freund, dem ich mein Anliegen entdecken konnte, und harrte

mit Ungeduld der Zeit, in welcher mir meine Kräfte einen Ausgang gestatteten.

Ich erfuhr sogleich, daß du mit dem Kaiser gen München gezogen seist, und die Tochter einer edlen, aber stummen Böhmin heurathen würdest. Ich zitterte und bebte, forschte nach ihrer Wohnung, und erfuhr dort, daß die Tochter nach München gereist, die Mutter aber an eben dem Tage gestorben sei, an welchem ich sie, und wahrscheinlich sie mich, erkannte. Ich vergaß Pflicht und Gelübde meines Ordens, eilte nach München, und hörte, daß mein Unglück vollendet sei, der Bruder seine Schwester würklich geheurathet habe.

Die Schilderung des edlen Paares, welche noch aller Zungen beschäftigte, die Beschreibung der reinen, ächten Liebe desselben quälte mein Herz und reizte es zum Mitleid. Ich zögerte, so grosses Glück zu stöhren, achtete es für un-

gerecht und grausam, zwei der schuldlosesten Menschen gränzenlos unglücklich zu machen, als aber mein Gewissen diesem Mitleide laut widersprach, ich Rath und Trost bei den gelehrtesten und würdigsten Priestern suchte, und diese mir sonnenklar bewiesen, daß ich absichtlich Blutschande fördere, mich ganz der schrecklichen Folgen dieses Verbrechens theilhaftig mache, da mußte mein Mitleid weichen. Ich stehe nahe am Grabe, ich wills so schuldlos, als möglich, besteigen. Meine Anklägerin harret meiner schon dort, ich zittre vor der Verantwortung, ich darf ihre Anklage nicht vergrössern, ich muß Gott danken, daß er mir Kräfte verlieh, euch bis hieher zu folgen, und das Verbrechen zu enden. Folgt meinem väterlichen Rathe, weiht euch beide dem Himmel, und versöhnt Gott durch euer Gebet.

Hugo.

Hugo. (trostlos jammernd) Gott und Vater, steh mir, steh meiner Kleta bei! Allmächtiger, du gabst uns namloses Glück, aber du vergällst es durch noch grösseres Unglück! Laß es wenigstens eben so kurz, wie dein Glück, dauern! (sich fassend) Aber noch dämmert Licht in der grausen Finsterniß, noch leuchtet in der Ferne Hofnungsschimmer. Du gedachtest in deiner ganzen Geschichte nicht Kletas Geburt. Wie ward sie deine Tochter und meine Schwester?

Mönch. Kleta ist nicht meine Tochter — —

Hugo. (frohlockend) Heil mir!

Mönch. Aber doch die Tochter deiner Mutter, und folglich immer deine Schwester!

Hugo. Weh! Weh mir!

Mönch. Wahrscheinlich rettete sich die Unglückliche noch zur rechten Zeit aus den Höhlen, und wurde glücklich geheilt! Wahrscheinlich heurathete sie in der Folge einen edlen Gatten, dem sie diese Tochter gebahr. Ich achtete sie für todt, und kenne die weitere Geschichte ihres Lebens nicht. Nur so viel hat mir die allgemeine Sage verkündigt, daß Kleta ihre Tochter sei. — —

Hugo. Ha! O Dank dir, Allmächtiger! (seinem Vater in die Arme sinkend) Dank auch dir, theurer Vater, die lezte deiner Nachrichten läßt mich noch hoffen! Ah, wie die wohlthätige Hofnung alle meine Adern durchströmt, die kalten Nerven erwärmt, und zur Wiederempfindung reizt! Vater! Vater, ich hoffe! Ach Vater, ich habe der Gründe viele — — Ja, ja! es wird wahrscheinlich und gewiß, daß Kleta nicht die Tochter meiner

Mutter, nur ihr angenommenes, nur ihr Pflegkind war!

Höre und urtheile. (hastig und schnell)

Als Kleta mir es erlaubte, den Tag zu unsrer Hochzeit selbst zu bestimmen, und ich wonnetrunken zum Wappenherold und zum Priester eilte, jenem gebot, daß er ihr Wappen zu dem meinen stellen, diesen ersuchte, daß er mich in drei Tagen mit ihr verbinden solle, da forderte der erstere ihres edlen Vaters Stammbaum, und der leztere das Zeugniß ihrer Geburt, ich eilte zu ihr, aber sie gestand mir mit ofner Unschuld, daß sie ihres Vaters Namen nicht kenne, kein Zeugniß ihrer Geburt besitze. Ich verbarg ihr meinen Kummer, und irrte eben trauernd und nachdenkend im Burggarten umher, als der Kaiser mir begegnete, und nach der Ursache meines Kummers forschte, ich erzählte ihm alles, er lächelte sanft, und sprach:

Sei ruhig, ich kenne ihren Vater, kein Edlerer, als er, steht an meinem Throne, ich kenne den Ort ihrer Geburt, und will mit dem Herold und Priester sprechen, damit sie keine weitere Hinderniß erregen. Ich dankte, und am zweiten Morgen stand ein schönes, aber mir unbekanntes Wappen dem meinen zur Seite, und der Priester forschte nicht mehr nach dem Zeugniß ihrer Geburt. — — Komm, wir wollen zu ihr eilen, wir wollen sie mit dieser Hofnung trösten, und dann eilend dem Kaiser nachziehen, um Aufklärung zu erhalten.

Der Mönch. Gebe Gott, daß deine Hofnung zur Gewißheit wird! O es würde mich kräftig trösten und stärken, ich würde dann dein Glück nicht zerstört haben, in deinen Armen enden können, und deinen Segen mit in mein Grab nehmen. Noch einmal! Gott gebe Erfüllung, ich hoffe mit dir!

Sie eilten nun beide zur unglücklichen Kleta, sie war erwacht zum Gefühle des Jammers und Elends, sie lag weinend und Hände ringend auf ihrem Lager. Ach, rief sie Hugo entgegen, meiner Mutter Fluch geht in Erfüllung, schon drücken mich die Pfühle meines Lagers gleich Stein! Der Priester log, als er den schrecklichen Fluch löste, er ruht noch schwer auf mir!

Hugo, dem dies alles unbekannt war, verstand den Sinn ihrer Worte nicht, und forschte auch nicht darnach, weil er sie trö-sten und erquicken wollte. Er erzählte ihr seines Vaters Geschichte in Kürze, und fügte am Ende seine Muthmassung hinzu, um auch in ihrem Herzen Hofnung zur mög-lichen Rettung zu wecken. Aber Kleta wi-dersprach dieser Hofnung laut. Ob ich gleich, sprach sie, meinen Vater nicht kenne, so weiß ich doch gewiß, daß Edeldrud mich

gebahr, daß folglich deine Mutter auch die meine sei. Ich erinnere mich ja noch der Zeit, in welcher sie mit dem unbekannten Vater auf einer schönen Veste lebte — — Doch was bedarfs der Erinnerung, wo Gewißheit entscheiden kann? Reiche mir mein Schmuckkästchen — — (hastig) Reiche mirs nicht, ich will nicht neuen Fluch auf mich laden, will vorher wissen: Wie lange ich dich schon als meinen Gatten erkenne?

Hugo. Gestern endete der ersten Monden — — —

Kleta. Dann gieb, ich will — ich muß mich von meinem Unglücke überzeugen. Ah dies also die Ursache ihrer Weigerung! Es war Ahndung! Es war Erkenntniß der Züge des Vaters im Gesichte des Sohnes! O nun wirds helle, aber zu spät — — O All-

mächtiger zu spät! Mir bleibt nur das schreckliche Loos der Verzweiflung!

Hugo hatte indes das Schmuckkästchen überbracht, Kleta öfnete es mit zitternder Hand, und nahm das versiegelte Schreiben heraus. Sie war kaum fähig es zu öfnen. Weiche! sprach sie, als sie die Siegel abriß, weiche von mir, du schrecklicher Mutterfluch! Dich habe ich wenigstens nicht verdient, ich habe redlich einen Mondenlang geharrt! — —

Sie wollte nun lesen, aber sie vermochte es nicht, und reichte es mit zitternder Hand dem Mönche. Ihr seid, sprach sie, bekannt mit ihrer Geschichte, diese Blätter enthalten sie, leßt laut, damit wir heute noch unsers Unglücks gewiß werden, und nicht an falscher Hofnung nagen. Der Mönch weigerte sich dessen, aber der

immer noch hoffende Hugo bat dringend, der Vater vermochte dem wiedergefundenen Sohne die erste Bitte nicht länger zu weigern, und gelobte endlich Gewährung.

Gerechter Gott! rief er aus, ich ehre deinen Willen, und achte es für eine verdiente Strafe, daß ich im Angesichte meines Sohnes die schrecklichste Anklage gegen mich laut verkündigen muß. Ich will sie standhaft ertragen, und nicht murren, wenn sie im gerechten Zorne mir flucht.

Es würde ermüdend seyn, wenn ich wiederholen wollte, was der Mönch schon vorher ausführlich erzählte, nur so viel muß ich erwähnen, daß sie in ihrer Erzählung seiner sehr schonend gedachte, ihren namlosen Schmerz mit kräftigen Worten schilderte, aber auch offen gestand, daß sie die gränzenlose Liebe des Urhebers ihres Unglücks

einfah, am Ende Mitleid und sogar das Beginnen der Gegenliebe zu ihm fühlte. Der Mönch sank dankend auf seine Knie, als er dies Bekenntniß las, O nun sterbe ich zufrieden und vergnügt, rief er aus, nun kann ich Verzeihung von dir hoffen! — Er zitterte aufs neue, als er zu der schrecklichen Szene kam, in welcher die Räuber ihr die Zunge raubten, er glaubte mit Recht, daß sie vielleicht ihn als den Urheber dieser grausamen That anklagen würde, aber die Folge überzeugte ihn eines andern.

„Der Ritter, schrieb sie, war eben mit allen seinen Gefährten ausgezogen, ich sas mit meinem Sohne auf dem Lager, fühlte Freuden der Mutter, und gedachte lebhafts des Schmerzes der meinigen, die wahrscheinlich ihr Kind auf immer entbehren würde. Dumpfes Geräusch und jammerndes Wehklagen schreckte mich aus meinen Gedanken em-

vor, zwei Räuber traten eilfertig in mein Gemach, einer derselben ergrif meinen Sohn, der andere riß mich vom Lager auf, und gebot mir schnelle Folge. Ich kannte die äusserste Bosheit dieser rohen Leute, ich wähnte, daß sie sich gegen den Ritter empöret, ihn vielleicht gar ermordet hätten, und mich izt mit sich fortschleppen wollten, ich widerstrebte, klammerte mich ans Lager, und schrie nach Hülfe. Andere Räuber sprangen herbei; Eilt mit ihr, schrien sie, sonst sind wir verlohren! Dieser Ruf vermehrte meinen Argwohn, ich widerstand mit allen meinen Kräften, sie wichen nicht, mehrere sprangen herbei, marterten, quälten mich schrecklich, und schnitten mir endlich den größten Theil der Zunge ab.

Ich lag blutend und ohnmächtig am Boden. Wie ich wieder erwachte, stand ein fremder, junger Ritter neben mir, er blickte

huldvoll und mitleidig auf mich herab, kniete neben mir nieder, und wischte das strömende Blut von meinem Angesichte. Man hatte mich ins Freie getragen, viele Reiter schlepten Holz und Aeste nach den Höhlen, und steckten das letztere in Brand. Ich hob flehend meine Hände zu dem Ritter empor, er tröstete mich mit den liebreichsten Worten, die Stimme des Mitleids drang lieblich in mein Ohr, ich dankte mit Geberden, da ichs mit Worten nicht vermochte. Vergebens forschte er: Wer ich sei? Wie ich hieher gekommen? Ich konnte nicht antworten. Endlich gebot er vierzig seiner Leute, daß sie mich mit möglichster Sorgfalt nach Baiern zu einem Arzt, welchen er nannte, geleiten sollten. Er bat mich herzlich und, innig, mein theures Leben zu schonen, mich seiner Vorschrift zu fügen, und seines fernern Schutzes versichert zu bleiben. Ich gelobte es, und dankte von neuen, in sei-

nen Augen glänzten Thränen, er schied sehr gerührt, und versprach, mich bald zu besuchen.

Seine Reisige begegneten mir mit grosser Ehrfurcht, die Schmerzen meiner Wunde mehrten sich, ich konnte des Rosses Tritt nicht ertragen, sie legten mich auf eine breite Decke, und trugen mich abwechselnd rastlos fort. Ohnmacht und Bewußtsein wechselte in meiner Seele, die erstere schien den Sieg zu erringen, und dauerte oft lange. Wenn ich erwachte, stand das Bild des Ritters vor mir, seine mitleidige, huldvolle Mine erweckte den Wunsch des Lebens in mir, ich hatte ihm ganz mein Leben zu danken, ohne seine Hülfe würde ich elend verschmachtet sein. Der Verlust meines Sohnes ängstigte mein Herz, seines Vaters gedachte ich izt nur mit Schaudern, weil er der Urheber all meines Unglücks war.

Am andern Mittage brachte man mich glücklich in die Wohnung des Arztes. Ich staunte, als man mich im Namen des jungen Herzogs seiner äussersten Sorgfalt empfahl, aber ich sahs auch deutlich, daß er an meiner Rettung verzweifelte; mich dürstete schrecklich, ich konnte keinen Labetrunk geniessen, die geschwollne Wunde drohte mich zu erstikken. Wie er mir Linderung schafte, kann ich nicht sagen, ich lag acht Tage in einem betäubenden Fieber, das mir alles Bewustsein raubte, aber bald besserte es sich mit mir, ehe ein Monden verfloß, war ich der Gefahr entrissen, und ehe der zweite endete, fühlte ich nur den Verlust meiner Zunge, aber nicht mehr die Schmerzen desselben.

Des Arztes Tochter war meine treue Wärterin, sie pflegte mich mit einer Sorgfalt, die innige Zuneigung verrieth. Ich

sah und hörte es mit vielem Vergnügen, daß oft einige Reiter im Gemache des Arztes erschienen, und genau nach meinem Zustande, nach meiner Besserung forschten. Sie brachten mir Kleider und Leinenzeug in Menge, einige derselben traten oft an mein Lager, um ihrer Aussage nach, sich durch den Augenschein von meiner Besserung zu überzeugen, sie forschten: Ob ich schreiben und lesen könne? und bedauerten es im Namen ihres Herrn, wenn ich dies verneinen mußte.

Als ich schon mein Lager verlassen konnte, im Gemache umher wandelte, und der Versicherung meiner Wärterin gemäß, gleich einer Rose blühte, hörte ich an einem Morgen grosses Getümmel vor dem Hause des Arztes. Ich blickte hinab, und sah meinen Retter vom Rosse steigen, er eilte nach meinem Gemache, und blieb voll Ver-

wunderung ob meiner wenigen Schönheit an der Thüre stehen. Euer herrliches Bild, sprach er, stand immer vor meinen Augen, ich sahs schlafend und wachend, aber eure Gegenwart überzeugt mich deutlich, daß meine Einbildungskraft ein armseliges Ding war, mir nur Dämmerung zeigte, wo helles Licht herrschte.

Meine Verwirrung war groß, hätte ich auch sprechen können, ich würde doch nicht geantwortet haben. Seine Freude über meine glückliche Rettung, über meine blühende Gesundheit war ächt und rein, mein Dank für seine Hülfe lebhaft und warm. Ich hatte bisher noch nie geliebt, dem Ritter Otto, der mich so schrecklich raubte, nur aus Mitleid geduldet, izt überwältigte diese gefährliche, aber auch süsse Leidenschaft mein Herz mit einmal. Ich sah, ich hörte nur ihn, den geliebten Retter, vergaß Vater, Mut-

ter und Sohn, als er mir bald nachher gestand, daß er zum Lohne seiner edlen That nur Mitleid von mir forderte, und offen gestand, daß er ohne meine Liebe der Unglücklichste der Sterblichen sein würde.

Er erzählte mir, daß er Kaiser Ludwigs zwar unächter, aber zärtlich geliebter und anerkannter Sohn sei, von ihm, als er mich im Forste fand, an den böhmischen König Johann gesandt wurde, um ihm zu seiner Vermählung Glück zu wünschen, daß er auf diesem Zuge die Schätze der Braut rettete, als sie schon in der Räuber Händen waren. Diese tapfere That, welche er segnete, weil er mich fand, hatte ihm die Liebe des Königs erworben, er mußte wider seinen Willen längere Zeit am Hofe desselben weilen, kam izt von Landshut, wo er seinem Vater Bericht erstattete, und wollte nun nach seiner Veste ziehen, die nahe an

Tirols

Tirols Gränzen lag, und ihm vom Vater als Erbtheil geschenkt wurde. Er flehte, daß ich mit ihm ziehen, die schöne Gegend in ein Paradies wandeln sollte; ich versprachs, und er frohlockte sehr. Er forschte emsig nach meiner Geschichte, nach meinem, nach meines Vaters Stand und Namen, mit aller Mühe, die ich anwande, konnte ich ihm doch nur begreiflich machen, daß mein Vater ein edler Ritter sei, daß die Räuber mich mit List geraubt hatten. Mehr forderte er nicht, und ich zog willig mit ihm.

Ehe wir noch die Veste erreichten, hatte ich ihn, und er mir schon innige Liebe gestanden, als wir einige Tage dort angelangt waren, trat er mit einem ehrwürdigen Mönch in mein Gemach, und heischte Erklärung: Ob ich ihm in Gegenwart dieses Priesters meine Hand reichen, und sein Weib werden wolle? Ich gedachte zum erstenmale der

Verbindung mit dem Räuberhauptmanne, die freilich kein Priester gesegnet hatte, die ich ihm aber doch zu entdecken wünschte. Ich kämpfte anhaltend, Schaam und Gefühl widersprach dem Bekenntnisse, das ich ohnehin nicht leisten konnte, ich liebte stark und heftig, ich widerstand nicht länger, und reichte ihm am dritten Tage in der Burgkapelle meine Hand.

Er liebte mich als Gatte immer zärtlicher, stets inniger, und verließ mich nur, wenn äusserste Nothwendigkeit ihn zwang, am Hofe seines Vaters zu erscheinen. Mit vermehrter Zärtlichkeit und gröster Sehnsucht kehrte er dann in meine Arme zurück, und genoß in meinen Armen das schönste Glück der reinen Liebe. Oft weinte ich, wenn ich seine zärtlichen Worte nur durch stumme Blicke erwiedern konnte, oft wünschte ich sehnlich sie durch deutlichere Zeichen ausdrücken

zu können, und wundere mich izt sehr, daß weder ich noch er der so edlen Schreibekunst, die mir izt statt Worte dient, nicht gedachten, da er sie aber wahrscheinlich auch nicht verstand, so erinnerte er sich dieses Hülfsmittels nie, und behauptete immer, daß eben mein stummer und doch so beredter Blick sein Herz so fest und stark fesle. Erst ein halbes Jahr nach unsrer Ehe gestand er mir, daß sein Vater von dieser keine Kenntniß habe, daß er aber hoffe, er werde sie einst billigen, und ihm erlauben, mich im Triumphe nach Hofe zu führen. Wie ein Jahr verflossen war, gebahr ich ihm eine Tochter. — Dies warst du, geliebte Kleta.“ — — —

Der Mönch hielte hier inne, er starrte nach Hugo und Kleta hin, die vereint laut aufschrien, und voll Verzweiflung ihre Hände rangen. So schwindet endlich die lezte meiner Hofnungen, jammerte Hugo. Habe ichs

nicht geweissagt! wimmerte Kleta, und verhüllte ihr Gesicht. Der Mönch rang nach Trost für die Unglücklichen, und fand keinen. Endlich heischte Kleta den weitern Erfolg der Geschichte, er wischte die Thränen aus seinen Augen, und las weiter:

„Ich bin unfähig, dir die Wonne deines Vaters zu schildern, als er von der Jagd rückkehrte, und meine Wärterinnen dich in seine Arme legten. Er segnete dich kräftig, er gelobte vor Gott und mir, dir Vater zu seyn, so lange er lebe, dein Glück auch nach seinem Tode zu befördern und zu befestigen.

Gott schenkte mir in der Folge keine Kinder mehr, du warst das einzige Pfand unsrer Liebe, dein guter Vater liebte dich gleich seinem Augapfel, und eben so zärtlich wie mich, oft ward dir jeder Kuß, den ich von ihm er-

hielt, doppelt. Vier Jahre — ach die glücklichsten meines Lebens! — verflossen nun in stiller, genußreicher Ruhe. Wohl zehnmal zog er unter dieser Zeit aus der Absicht nach seines Vaters Hofe, um ihm seine Heurath zu entdecken, aber immer verschwieg er sie, weil er den möglichen, bösen Ausgang fürchtete, und sich keine Freude, kein Leben ohne mich denken konnte.

Als sein Vater den Zug nach Italien beschlossen hatte, und ihn mit sich nehmen wollte, da zwang ihn äusserste Noth endlich zur Entdeckung. Anfangs zürnte der sonst so gnädige Vater heftig, wie er ihm aber alles erzählte, ihn mein ehemaliges Schicksal aufs lebhafteste schilderte, meine Schönheit, meine Geistesgaben allzu reichlich lobpreißte, und ihm sein grosses Glück mit den rührendsten Worten erzählte, da neigte sich sein Herz zur Verzeihung, er vergab ihm den voreiligen

Schritt, und versprach auf seinem Heerzuge in seines Sohnes Veste einzukehren, und sich von seinem Glücke zu überzeugen; auch entließ er ihn des Zuges nach Italien. Ich habe, sprach er liebreich, auch einst innig geliebt, du warst die Frucht dieser Liebe, ich erinnere mich noch wohl, daß gewaltsame Trennung mir beinahe das Leben kostete, ich will nicht so hart, wie mein Vater seyn, will dich nicht trennen von der geliebten Gattin, sie nur sehen, und segnen.

Reichlicher Schweiß der hastigsten Eile triefte von seinen Wangen, als er mir diese Bothschaft brachte, ich genoß die goldnen Früchte derselben mit ihm, und träumte mir schon die heiterste, glücklichste Zukunft. Mein fester Vorsatz wars, nach vollendeter Versöhnung meinen Gatten zu bewegen, nach Böhmen zu reisen. Ich kannte die Gegend, in welcher meines Vaters Veste lag, hofte sie

zu finden, und durch den Seegen der theuern Eltern mein Glück zu vergrössern. Ich hatte in einsamen Stunden mir schon oft ihren Jammer, und die Wonne des Wiedersehens gedacht, aber ich konnte und durfte diese Bitte nicht wagen, weil dem Vater meines Gatten die Heurath nicht bekannt war, der Zug nach Böhmen sie ruchtbar gemacht hätte.

Acht lange Tage harrten wir der Ankunft des Kaisers entgegen, endlich langte ein Eilbote auf der Veste an, und brachte die frohe Nachricht, daß er vielleicht in der Nacht des folgenden Tages, wäre aber dies nicht möglich, am andern Morgen sicher anlangen würde. Mein Gatte hatte mich ehe schon mit prächtigen Kleidern, und den herrlichsten Kleinodien beschenkt, er forderte, daß ich mich mit den schönsten zieren sollte, ich verwande den folgenden Tag zu meinem Putze, und harrte am Abende hoffend und ahndend

der Ankunft des Kaisers. Auch du, meine Kleta, warst schön geputzt, und glichst einem Engel der Unschuld. Vielleicht erinnerst du dich noch: Wie dein Vater dir einen schönen Willkommen lehrte, dirs emsig vormachte, wie du dem vornehmen Gaste entgegeneilen, deine Arme gegen ihn ausstrecken, und seine Knie umfassen solltest.

Als finstere Nacht die Gegend schon lange deckte, schwand unsre Hofnung, aber bald weckte sie des Wächters Ruf aufs neue, er meldete kurz nachher, daß viele Reisige im Thal herauf zögen. Dein Vater ließ Fackeln anzünden, und die Thore öfnen. Ich eilte an seinem Arme die Treppe hinab, und vergaß deiner in der Eile, weil du schon im Arme der Wärterin schlummertest. Wie wir hinab kamen, füllten schon viele Reiter den Vorhof, ich zitterte und bebte, als ich Schwerdtklang und Jammergeschrei der Diener hörte. Mein

Gatte drang vorwärts, ich sah Schwerdter über seinem Haupte glänzen, und sah ihn nie mehr, denn ich sank ohnmächtig zu Boden. Wie ich wieder erwachte, stand die Veste schon in hellen Flammen, verwundete Knechte und Diener winselten unfern von mir. Viele Reiter umgaben mich, bedeckten mich mit einem Mantel, und hoben mich auf ein Roß. Ich jammerte schrecklich, einer derselben war so barmherzig mir dich, meine Kleta, aufs Roß zu reichen, du klammertest deine Hände um meinen Nakken, und ich hielte mich mit aller Gewalt aufrecht, um dich nicht sinken zu lassen. Der Zug begann nun eilend und schnell, ich mußte in ihrer Mitte traben. Meine Augen suchten in der Finsterniß meinen geliebten Gatten, und fanden ihn nicht. Ich glaubte, daß dies Rache des nur verstellten aber nicht versöhnten Vaters sey, und wähnte, daß man mich aus seinen Armen gerissen habe, um mich ewig einzuker-

kern. Mein Leid war groß, aber es mehrte sich bis zur Riesengrösse, wie der Morgen anbrach, und mir es nach und nach zur vollen Gewißheit ward, daß ich mich in der Gesellschaft der Räuber befand, mit denen ich einige Jahre in den Höhlen des Forstes gewohnt hatte. Viele grüßten mich höhnisch, nur wenige blickten mich mitleidig an.

Ich ahndete nun schreckliche Dinge, ich wähnte, daß ihr Hauptmann, dessen heftige Liebe ich kannte, meinen Aufenthalt entdeckt, mich meinem Gatten entrissen habe, und nun wieder zu seiner Buhlerin machen wolle. Ich bin nicht fähig, dir das schaudervolle Entsetzen über diesen Gedanken zu schildern, er erregte in mir den Vorsatz zum Selbstmorde, welchen ich gewiß schnell ausgeführt hätte, wenn dein Anblick mich nicht abgehalten hätte. Ich war noch ungewiß: Ob ich dich mit mir

vernichten, oder in den Händen ruchloser Räuber zurücklassen sollte?

Am Mittage rasteten wir in einem dunkeln Forste. Die Räuber lagerten sich am Boden, und ruhten bald sanft, nur zwei der Aeltesten setzten sich wachend zu mir, und boten mir Trank und Speise, welche sie mit sich führten. Ich gedachte deiner nicht, und verschmähte alles, aber die Alten waren so barmherzig, Mutterstelle an dir zu vertreten, und deinen Hunger zu stillen. Meine Augen hatten mich nun überzeugt, daß mein ehemaliger Geliebter nicht in unsrer Mitte ziehe, ich hätte so gerne nach ihm gefragt, um meines schrecklichen Schicksals gewiß zu werden, aber der Verlust meiner Zunge hinderte mich daran. Der Aelteste mochte wahrscheinlich meine Sehnsucht nach Aufklärung in meinem Gesichte lesen, er blickte mich mitleidsvoll an.

Arme Frau, sprach er, euch war die Rache nicht vorbereitet, euch traf sie allerdings unschuldig! — Ich war so glücklich, ihm durch Zeichen begreiflich zu machen, daß ich Erzählung der ganzen Begebenheit zu hören wünsche, ihm solche mit dem wärmsten Danke lohnen würde.

Er achtete meine Bitte, und erzählte mir, daß sie nach dem unglücklichen Raube, welchen sie an dem Schatze der königlichen Braut üben wollten, ihr Hauptmann, welcher mich einst liebte und raubte, verlassen habe. Es geschah, sagte er, aus gerechtem Schmerze über die grausame That, welche einer aus unsrer Gesellschaft wider seinen Willen und Befehl an euch geübt hatte. Er vergalts ihm mit dem Tode, suchte euch bei den Hölen, fand euch nicht, und verließ uns, um vielleicht in einer Einöde euern Tod zu betrauern. Wir wählten uns einen andern, und bereiteten uns in ei-

nem andern Forste neue Wohnungen, damit wir aber die Böhmen nicht zur neuen Rache gegen uns reitzen, sie zur Entdeckung unsers Aufenthalts zwingen möchten, so ward fest beschlossen, daß wir in diesem Lande keinen Raub mehr üben, sondern in benachbarten Ländern umherstreifen, dort unsern Raub und Unterhalt suchen wollten. Diese kluge Vorsicht schüzte uns herrlich, überall suchte man den Aufenthalt der mächtigen Räuber auszuforschen, nur in Böhmen nicht, weil dort niemand über Raub klagte, keinen Räuber in der Nähe wähnte.

Vor einem Monden vernahmen wir, daß izt viele Edle mit reichen Kostbarkeiten beladen nach Italien zögen, um dort die Krönung des Kaisers feiern zu helfen. Wir eilten in getheilten Haufen nach Bayern, verlegten die verschiednen Strassen, welche nach Italien führten, und suchten Beute zu machen. Wie

unser Haufe im Forste, der nahe an eurer Veste liegt, lauerte, erfuhren wir durch einige Bauern, daß des Kaisers Sohn, welcher uns einst so schrecklich züchtigte, dort hause, und in den Armen einer Stummen schwelge, die er einst aus Böhmen mit sich gebracht habe.

Begierde nach Rache ward im ganzen Hause rege, die meisten gelobten, das ehemalige Unbild wo möglich an ihm zu rächen, ihm wenigstens die geliebte Stumme zu entführen, welche wir sogleich für euch erkannten. Um zu erfahren: Ob eure Veste wohl bemannt und bewacht sey? zogen verschiedne von uns auf Spähe aus, sie brachten tröstende Nachrichten, hatten als gewiß erfahren, daß nur wenige Reisige, meistens unbewafnete Mägde und Diener dort wohnten. Schon war ein Sturm auf die Veste beschlossen, als uns Kundschaft ward, daß der Kaiser mit einem starken Zuge sich nahe.

Ihn anzutasten, war unser Wille nicht, reichte unsre Kraft nicht, wir wollten uns daher eben von der Strasse ab, tiefer in den Forst ziehen, als einige der Unsern die Nachricht brachten, daß der Kaiser diese Nacht in der Burg erwartet, aber dort ganz gewiß nicht anlangen werde, weil er in einem nahen Städtchen in ihrer Gegenwart nur mit wenigen seines Gefolgs Nachtherberge genommen, seine Reiter und Reisige aber auf einer andern Strasse gen Tirol vorwärts gesandt habe. Bei diesem glücklichen Umstande, fuhren sie fort, kann schnelle List unsre Rache fördern. Des Kaisers Sohn erwartet noch immer den Vater, dies erfuhren wir izt erst von einigen Dienern, welche auf der Strasse spähten, und bei uns nach ihm forschten; wir benuzten die Gelegenheit, und versicherten sie, daß er im Anzuge begriffen sey. Kommt, Brüder, kommt, laßt uns, wenns ganz dunkel ist, nach der Veste ziehen, man wird sicher glau-

ben, der Kaiser nahe, und uns die Thore öf-
nen. Wir haben dann volle Gelegenheit, Ra-
che an dem Sichern zu üben, und ihn zu über-
zeugen, daß man uns nicht ungeahndet belei-
dige.

Das Wagstück war groß, aber eben des-
wegen auch Reiz für alle. Nur uns zweien
(auf seinen Gefährten deutend)
behagte es nicht, aber wir mußten dem Stro-
me folgen. Die List gelang, und die Rache
ward vollendet. Dein Gatte oder Buhle, wel-
cher einst viele der Unsern ermordet, und unse-
re Hölen zerstört hatte, musste mit der Ue-
berzeugung sterben, daß wir Rache an ihm
übten. Auch über dich war Tod beschlossen
aber dein kostbarer Anzug, deine Schönheit,
blendete das Auge der meisten, sie wurden
andern Sinnes. Unser neuer Hauptmann hat
noch keine Geliebte, sie bestimmten dich für
ihn, ich sah dein Verlangen nach dem Kinde,

ich

ich reichte es dir, um dich zu trösten. Schicke dich in dein Schicksal, du warst es ehe schon gewohnt. Der Hauptmann ist jung und schön, er erzählte uns oft, daß er dich schon ehemals liebte, und ehrte; dies bewog uns vorzüglich zum Entschlusse. Sey daher weise, es wird dir bei uns wohlergehen. — —

Noch begreife ichs immer nicht, wo ich Muth und Entschlossenheit sammlete, um diese schrecklichen Nachrichten mit Standhaftigkeit anzuhören. Die Gewißheit, daß der so innig geliebte Gatte würklich ermordet sei, drohte mein Herz zu zerreissen, und doch verrieth mein Gesicht diese schmerzhafte Empfindung nicht. Ich lächelte aus Verzweiflung, aber die Räuber nahmens für Empfindung der Freude, und machten es den Uebrigen kund, als sie erwachten. Flucht oder Tod war izt der einzige Gedanke, welchen meine Seele dachte und faßte.

Um beides nach Gefallen auszuüben, mußte ich wenigstens einige Freiheit genüssen, um diese zu genüssen, wandte ich alle Mittel an, die Räuber zu überzeugen, daß ich gerne in ihrer Mitte zöge, mich willig dem bestimmten Schicksale fügen würde. Meine List gelang, sie bewachten mich nicht mehr so sorgfältig, achteten mich verwahrt genug, wenn sie sich rings um mich lagerten und ruhig schliefen. Der Zug ging stets durch Einöden und Wälder, ging langsam, weil die Rosse schwer mit Beute beladen waren. Ich konnte oft entfliehen, aber ich wagte die Flucht nicht, weil ich den Hungertod ahndete, ihn um deinetwillen nur fürchtete.

Nach einer weiten Reise lagerten wir uns im Thale eines Forstes, ich staunte, ich konnte kaum Thränen der wehmüthigen Freude verbergen, als ich hinter den Felsen die Kapelle erblickte, in welcher ich so oft betete. Mein Herz schlug ängstlich und hoffend, wie mein Auge endlich gar den Wartthurm der väterli-

chen Veſte gewahrte. Ich verſtellte mich mehr als je, ſuchte zuerſt mein Lager, und ruhte, wie die Räuber noch tranken. Ich hörte es deutlich, wie ſie ſich wunderten, daß ich die Gegend nicht erkannt hatte, und frohlockte ingeheim, als ſie ſich treuherzig verſicherten, daß ich willig in den Armen ihres Hauptmanns ruhen, gerne in ihren Höhlen wohnen würde. Die gewiſſe Hofnung, ſchon am andern Tage in ihren Höhlen einzutreffen, ihre Weiber wieder zu umarmen, machte ſie ungewöhnlich heiter, ſie tranken viel und ruhten feſt, wie ich meine Flucht mit dir wagte und glücklich vollendete.

Nun folgten viele Lehren und mancherlei Aufträge, welche die Mutter ans Herz ihrer Tochter legte. Sollte, ſprach ſie, Otto von Farwangen noch hienieden wallen, und du ihn einſt finden, ſo verkündige ihm meine volle Verzeihung. Er hat mich einſt gränzenlos unglücklich gemacht, aber ihm verdanke ichs doch,

daß ich durch vier Jahre unbeschreiblich glücklich im Arme meines Gatten lebte, ich will daher nicht mit ihm hadern, und nicht seine Anklägerin bei Gott werden. Rückerinnerung an den unglücklichen, unschuldigen Sohn, den ich mit ihm gebahr, quält noch immer mein mütterliches Herz. Ich konnte es nie erforschen: Ob er noch, und wie er lebe? Dein sei izt die Pflicht, dies Nachforschen fortzusetzen, ihn reichlich zu unterstützen, der Mutter Haabe mit ihm zu theilen, wenn du ihn arm, ihn als Bruder zu lieben, wenn du ihn reich und wohlhabend findest.

Oft wollte ich mich dem Kaiser nahen, und ihm entdecken, daß ich die Leidende sei, welche sein ermordeter Liebling einst so glücklich machte, aber immer zitterte ich zurück, wenn ich diesen Schritt wagen wollte, der dann nur erst zur Nothwendigkeit wird, wenn man Zweifel wider deine edle Geburt erregen sollte. Vollbringe du dies Vorhaben, wenn deine Mutter starb, ehe sies vollbrachte, nahe dich mit dei-

nem künftigen Gatten seinem Throne, beweise ihm, daß du seine rechtmäßige Enkelin seist, und er wird dirs und deinen Kindern wahrscheinlich mit grossen Wohlthaten lohnen."

Lange fassen die Unglücklichen noch stumm und trauernd, als der Mönch schon mit seiner Vorlesung geendet hatte. Jeder hofte Stof zur Ueberlegung in Fülle. Hugo suchte noch immer und emsig Rettung aus dem schrecklichen Abgrunde, in welchen er sich gestürzt fand. Kleta sah nun in vollem Lichte die Ursache, warum ihre Mutter bei Hugos Anblick so erschrak, bei seiner Anwerbung zurückbebte, und ihr Erhörung seiner Wünsche unter dem schrecklichsten Fluche verbot. Rückerinnerung an ihr voriges Leiden, und allzu heftige Gemüthsbewegung verhinderten sie wahrscheinlich an schneller Entdeckung. Sie wollte erst wieder Kräfte sammlen, und beschied deswegen den wiedergefundnen Sohn auf den andern Tag, an dessen Morgen neues Schrecken ihr Leben endete. Kleta berente izt innig, daß sie der

Mutter Fluch nicht geachtet hatte. Erfüllung des schrecklichen Gebots, rief sie laut aus, hätte mich äusserst unglücklich, aber doch nicht namlos elend gemacht!

Der Mönch, dessen Herz väterliches Gefühl füllte, wünschte zu helfen und zu retten. Es sah als gewiß voraus, daß Trennung ihm seinen wiedergefundnen Sohn rauben und tödten würde, und suchte daher sein Leben durch wahrscheinlichen, möglichen Trost zu fristen. Komm, mein Schmerzenssohn, sprach er, komm, und folge mir, ich will dich zu den Füssen des heiligsten Vaters nach Avignon führen, er allein kann vergeben, und eure fernere Ehe, wenn er die Umstände erwägt, bestätigen und billigen. Ihm ward Gewalt, zu lösen und zu binden, er wird mich hören, deinen Jammer sehen, und das Verbrechen lösen, welches auf eurer Ehe ruht, das ihr nicht vorsätzlich übtet, das ihr gerne vernichten wolltet, wenns in eurer Macht stünde.

Hugo ergrif diesen Vorschlag mit heftiger Begierde, er hofte glücklichen Erfolg, und tröstete seine Kleta schon im voraus mit dieser, aber Verzweiflung hatte das Herz der Unglücklichen schon vergiftet, sein Trost würkte nicht, sie widerrieth die Reise nicht, weil Trennung doch unvermeidlich war, aber sie verzweifelte ganz am glücklichen Erfolge.

Wie Hugo am andern Morgen mit seinem Vater reisefertig an ihr Lager trat, glänzte keine Thräne in ihrem Auge, es starrte ihn angstvoll an, ihre Seele fand keine Worte, den Schmerz auszudrücken, der ihr Herz preßte. Sie gelobte nur dem Gatten und Bruder durch Minen, daß sie nicht Hand an sich legen, nicht an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln, und seine Rückkehr in Geduld abwarten wolle.

Sie verließ einen halben Monden lang ihr Gemach nicht, sprach äusserst wenig, betete anhaltend und lange. Oft fand man sie händeringend und weinend. Der Mutter Fluch drückt mich schwer! antwortete sie dann immer,

wenn ihre treue Wärterin nach der Ursache dieser Thränen forschte. Einst äusserte sie heftiges Verlangen, in der Kapelle zu beten, aus welcher man ihre Mutter geraubt hatte. Der Vogt, dem strenge Obhut über sie geboten war, begleitete sie mit vielen Reisigen dahin, sie betete lange, und ging ruhig und heiter von dannen. In der folgenden Nacht entstand schrecklicher Gewittersturm; ein heftiges Erdbeben begleitete ihn, drohte die Veste einzustürzen, und durch die Wasserfluthen, welche sich in Strömen vom Himmel herab wälzten, alle lebende Geschöpfe zu ersäufen. Auch der Muthvollste bebte, aber unter allen am meisten Klara; jeder Blitz warf sie auf ihr Lager zurück. Gottes Gericht ist schrecklich, rief sie immer, die Würkung des mütterlichen Fluchs verheerend; ich mühe mich vergebens, ich kann sie nicht wegbeten!

Schon am Morgen verlangte sie wieder nach der Kapelle, man erfüllte ihr Gebot, und leitete sie durch Umwege dahin, weil Erdbeben

und Wasserströme den gewöhnlichen Pfad vernichtet hatten. Wie der Zug dort anlangte, sah man erst, daß das Erdbeben auch seine Macht an der Kapelle bewiesen habe; sie stand auf einer Felsenspitze, die ihren Schatten von der senkrechten Höhe herab ins tiefe Thal warf, von der andern Seite aber gemächlich bestiegen werden konnte, weil des Felsens breiter Rükken sich hier nur langsam erhob. Das Erdbeben hatte die Grundveste der Kapelle erschüttert, und der wüthende Sturm sie ins Thal hinab geschleudert. Die Felsenspitze, die man wahrscheinlich einst durchgehauen hatte, theilte sich izt in zwei gleiche Theile, und bildete eine Höhlung, welche eine gereizte Einbildungskraft fürl ein absichtlich gemachtes Lager halten konnte. Kleta starrte lange nach dieser Oefnung hin, endlich sprang sie rasch hinzu, und legte sich darein. Der Mutter Fluch, schrie sie mit wildem Gelächter, ist nun erfüllt! Mein Brautbette hat sich in Stein verwandelt, bald werden Schwefelflammen über mich empor lodern! Betet, betet, daß ich glücklich ende!

Keine Worte des Trostes fanden Eingang in ihrem Herzen, keine Vorstellung vermochte

sie, den Ort zu verlassen. Man mußte Gewalt brauchen, und reizte sie dadurch zur ächten Raserei des Wahnsinns, die nur dann endete, wenn man ihr versprach, sie bald wieder in ihr Brautbette zu führen. Sie sprach nur von diesem, alle ihre Ideen und Gedanken beschäftigten sich einzig damit, man mußte sie jeden Tag dahin leiten, wenn man nicht tödliche Raserei in ihrem Herzen erregen wollte. Sie vergaß bald ganz ihres Hugos, gedachte seiner nie mehr, und schien auch alle andere Begebenheiten ihres Lebens vergessen zu haben.

Nach fünf Monden kehrte Hugo mit seinem Vater zurück. Freude und Wonne glänzte in seinem Gesichte, der Pabst hatte sein Flehen erhört, ihm fernere Ehe mit seiner Stiefschwester gestattet, wenn er dagegen eine Kirche baue, und eines seiner Kinder dem Herrn widme. Freude und Wonne wandelte sich aber bald in Leid und Jammer, als er sich überzeugte, daß seine Kleta ihn nicht mehr kenne, und ein Raub des Wahnsinnes geworden sey. Er hofte vergebens daß seine Gegenwart, die Versicherung ihres Glücks sie heilen würde, sie schien seine Trostgründe nicht zu hören, und war nie zu be-

wogen, ihm nur die Hand zum Willkomm zu reichen. Sie eilte, wie ehe und zuvor, jeden Tag wenigstens einmal nach ihrem Brautbette, und dünkte sich nur dann glücklich, wenn sie einige Stunden darinne ruhen konnte.

Hugo war immer ihr Begleiter, einst folgte er ihr auch dahin, und sah traurend zu, wie die arme Wahnsinnige, voll Vergnügen nach ihrem steinernen Brautbette sprang, aber auch voll Angst den Ausbruch der Schwefelflammen erwartete. Er nahte sich ihr tröstend, sie schien diesmal seine Worte zu hören, und blickte ihn lächelnd an. Mit einem Ausdruck der Freude rief sie endlich aus: Bist du nicht Hugo? Nicht mein Bräutigam? O so komm! lagere dich hieher! Das Brautbette ist schon bereit! — — Wie sie diese Worte ausgesprochen hatte, wollte sie den Erwarteten Platz machen, drängte sich mit ihrem Körper allzu weit vorwärts, und stürzte durch die Oefnung des Felsens ins tiefe Thal hinab. Ihr Körper lag zerschmettert am Boden, sie hatte schrecklich und grausam geendet. Hugo würde Nachfolger geworden sein, wenn seine Getreuen

ihn nicht abgehalten hätten, er folgte bald nachher seinem Vater ins Kloster, weihte sich und sein Haabe dem Herrn, und starb freudig, um von diesem den Lohn seines namlosen Jammers zu erhalten.

Wahrscheinlich sprach er vorher noch einmal mit dem Kaiser, und entdeckte ihm, daß die Räuber, welche einst seinen Sohn mordeten, noch in Böhmens Forsten nisteten; denn jener durchzog bald nachher in Gesellschaft des Konigs Johann die ganze Gegend, fand die Räuber, ließ Feuer in ihre Höhlen werfen, und verbrannte alles, was lebte. Noch sieht man diese Höhlen, deren Wände ganz schwarz gefärbt, und hie und da ganz ausgebrannt sind.

Kleta ward an der Stätte, wo sie entdeckt, begraben. Ein gothischer Leichenstein bezeichnete lange ihr Grab, izt ist keine Spur mehr davon vorhanden. Nahe dabei entspringt aber ein Brunnen, welchen man allgemein das Fluchbrünnlein nennt, dessen Wasser niemand trinkt, weil es Aussatz verursacht, und stark nach Schwefel schmeckt. Wenns dämmert, solls dort, nach Versicherung aller alten Mütterchen, nicht sicher zu wandeln sein, und häufige Irrwische den Wanderer irre führen.

Bayerische Staatsbibliothek chen

A – 4 = XXXXX III.84

XXXXXXX VII.88

Neuausgabe Leuchtenhausen-Mühl

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spiess, Christian Heinrich, 1755-1799

Biographien der Wahnsinnigen

Bd.: Viertes Bändchen

Leipzig 1796

Res/Biogr.c. 436 a-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071589-9
VD18 80030661